

Besprechungen

JOSEF RIEDMANN, **Historische Beziehungsgeflechte. Fünfzig Aufsätze aus fünf Jahrzehnten**, hg. von JULIA HÖRMANN-THURN UND TAXIS / GUSTAV PFEIFER (Schlern-Schriften 377), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2024. ISBN 978-3-7030-6642-9, 925 S.

Der voluminöse, schön gestaltete Band präsentiert 50 Aufsätze Josef Riedmanns, des langjährigen verdienstvollen Inhabers der Professur für Geschichte des Mittelalters und Historische Hilfswissenschaften an der Universität Innsbruck. Der Titel des Bandes ist überaus treffend gewählt. Es geht in so gut wie allen Aufsätzen nie einfach um Beziehungen zwischen historischen Objekten, Personen oder Phänomenen, sondern tatsächlich so gut wie immer um echte „Beziehungsgeflechte“, also um vielschichtige historische Verwobenheiten und ihre Interdependenzen. Das Land Tirol und seine Geschichte – keineswegs nur die mittelalterliche – stehen dabei im Mittelpunkt der Beiträge; doch weist der Band immer auch weit über die Grenzen des Landes hinaus und wird, in seiner Bündelung der Ergebnisse eines reichen Forscherlebens, nicht nur für die Tirol-Forschung, sondern auch für die Geschichtswissenschaft als Ganzes von Bedeutung sein.

Der Band ist in fünf große Abschnitte untergliedert, die in der Regel jeweils um die zehn Aufsätze des Gelehrten beinhalten. Die Kriterien, die zur Aufnahme der Beiträge in den Band führten, werden von der Herausgeberin und dem Herausgeber im Geleitwort dargelegt: ein bestimmter Umfang (in der Regel ab zehn Druckseiten), die Vermeidung von Überschneidungen, eine bestimmte Repräsentativität für das Gesamtwerk und schließlich ein vorwiegend pragmatischer Aspekt: Es sollten vornehmlich solche Aufsätze zum Zuge kommen, die nicht bereits in Periodika (etwa *Tiroler Heimat* oder *Der Schlern*) oder Reihen (etwa *Schlern-Schriften*) erschienen sind, die in der Region leicht greifbar sind (S. 13). Alle Arbeiten Riedmanns werden in dem Band in ihrer originalen Fassung wiedergegeben. Sie wurden indessen einheitlich neu gesetzt und den heutigen orthografischen Gepflogenheiten angepasst. Offensichtliche Druckfehler wurden dabei stillschweigend korrigiert, Namensschreibungen vereinheitlicht.

Die Aufsätze (es versteht sich von selbst, dass eine Besprechung im Einzelnen im Rahmen dieser Rezension nicht möglich ist) innerhalb der Großabschnitte sind nach ihrem Erscheinungsjahr chronologisch angeordnet. Der erste Abschnitt ist mit *Kulturelle Prozesse* überschrieben. Der älteste, den Beziehungen zwischen den Klöstern Tegernsee und Georgenberg nachspürenden Aufsatz in diesem Block stammt von 1973 (*Ein neuaufgefundenes Bruchstück aus ‚Ludus de Antichristo‘. Beiträge zur Geschichte zwischen St. Georgenberg in Tirol und Tegernsee*, S. 17–33), der späteste stammt aus dem Jahr 2004 und handelt von *Heiligenverehrung und Namengebung. Beobachtungen anhand des Kultes der Tiroler Heiligen Notburga* (S. 167–178). Der

zweite Hauptabschnitt ist mit *Kontaktzone Italien* überschrieben: Es geht in diesem Abschnitt vielfach um Belange, die mit dem staufischen Königtum auf der Apenninhalbinsel zu tun haben, von dem Aufsatz über *Verlorene Urkunden König Konrads III. für italienische Empfänger* aus dem Jahr 1972 über die *Bemühungen Kaiser Friedrichs II. und König Konrads IV. um den Ausbau der Hafenanlagen in Barletta und Salerno* aus dem Jahr 2010 (S. 327–388) bis hin zu *Konrad IV. als König des Regnum Sicilia* von 2012.

Der Band stellt – und in diesem Abschnitt ganz besonders – einen Spiegel des Forscherlebens Josef Riedmanns dar, denn sein Name wird in der Geschichte der Mediävistik für immer verbunden bleiben mit einem absoluten Sensationsfund: die beim Durchsehen der Handschrift 400 der Innsbrucker Universitätsbibliothek von Riedmann gefundene Sammlung von größtenteils bisher unbekannten Briefen der staufischen Herrscher Friedrich II. († 1250) und Konrad IV. († 1254) mit vornehmlich süditalienischen Gegenständen, die Riedmann – 13 Jahre nach dem spektakulären Fund – unter dem Namen *Innsbrucker Briefsammlung* für die *Monumenta Germaniae Historica* 2017 ediert hat. Welche (in Zukunft weiter auszuschöpfende) Fülle an Erkenntnismöglichkeiten in der Edition liegt, zeigen Riedmanns Aufsätze in diesem Abschnitt eindrucklich (vgl. vor allem auch *Neue Quellen zur Geschichte der Beziehungen Kaiser Friedrichs II. zur Stadt Rom*, S. 339–348). Vor allem zeigt dieser Abschnitt auch, wie tief Riedmann, der Italien einmal als „eine große Inspiration“ bezeichnet hat, nicht nur in der Tiroler, sondern auch in der italienischen Geschichte des Mittelalters verwurzelt ist. Von großer, bleibender Bedeutung in diesem Abschnitt ist sicherlich auch der Beitrag *Verona als Residenz der Skaliger* (S. 231–254), der in dem Band *Fürstliche Residenzen im spätmittelalterlichen Europa* aus der Reihe *Vorträge und Forschungen des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte* 1991 erstveröffentlicht wurde.

Der nächste Abschnitt – mit *Zeitgeschichte* überschrieben – ist zwar mit drei Aufsätzen der kürzeste des gesamten Bandes, er zeigt aber – in seinen Beiträgen über die Anfänge der kommunistischen Partei in Tirol nach dem Ersten Weltkrieg, über den Tiroler Landestrauertag am 10. Oktober im jährlichen Gedenken an die Annexion Südtirols durch Italien (1989) sowie über die Auswirkungen der Politik Italiens auf das österreichische Bundesland Tirol von ca. 1928 bis 1938 (1989) – in der zeitgeschichtlichen Ausrichtung der Beiträge ganz besonders deutlich, was seit jeher die Stärke der Riedmannschen Arbeiten ausmachte: Geschichte nicht nur als isoliertes Einzelphänomen zu sehen, sondern in längerfristigen Beziehungen zu denken und über Epochenschwellen hinauszublicken.

Das gilt ganz besonders auch für den vorletzten Abschnitt *Tirol im Beziehungsgeflecht*. Die Geflechte, um die es hier geht, werden nach allen Seiten hin gespannt. Es geht unter anderem um *Die Anfänge Tirols* (1991), um *Historische Beziehungen zwischen Schwaben und Tirol im Mittelalter* (1989) sowie um den Einsatz von Bergleuten in der mittelalterlichen Kriegführung (2002). Wie in den anderen Abschnitten fällt es schwer, einzelne Aufsätze besonders herauszugreifen, doch sei gestattet, lediglich zwei Beiträge von großer, grundsätzlicher Bedeutung namentlich zu erwähnen. Erstens: *Die Anfänge Tirols* (S. 485–510), der die wichtigsten Etappenstationen der Werden des Landes Tirol im Raum zwischen Kufstein und Ala, dem Arlberg und dem Kärntner Tor bei Lienz sorgsam umreißt und dabei insbesondere der langjährigen Regierung Graf Alberts III. († 1253) – dem letzten Graf von Tirol

aus dem Geschlecht der Albertiner und Vogt von Trient, der seit 1210 auch Vogt von Brixen war – eine besondere Rolle zuweist. Zweitens: *Die Bedeutung des Tiroler Raumes für die Italienpolitik Kaiser Friedrich Barbarossas* (S. 511–528), die dem Tiroler Raum, wiewohl er nicht zu den zentralen Reichslandschaften oder funktionalen Kernräumen zu zählen ist, einen bemerkenswerten Stellenwert für die Italienpolitik Barbarossas zuweist, was sich vor allem aus seiner Rolle als wichtigste Übergangs- und vor allem Verbindungszone zwischen dem *regnum teutonicum* und dem *regnum Italiae* ergibt (S. 527).

Der letzte Großabschnitt, der von einem grundlegenden Beitrag aus dem Jahr 1979 über *Vescovi e avvocati* (S. 631–654) eröffnet wird, ist mit *Kirche und Welt – Säben-Brixen, Trient und Salzburg* überschrieben. Noch einmal finden sich hier eine Vielzahl grundlegender Beiträge. Als (zu seiner Zeit) ganz besonders innovativ, da eine serielle Quelle systematisch auswertend, herausgehoben sei unter der Vielzahl der Beiträge dieses Kapitels lediglich: *Das Hochstift Trient unter der Kontrolle Meinhards II. von Tirol. Eine Bestandsaufnahme anhand der Tiroler Rechnungsbücher 1288–1295* aus dem Jahr 1999. Unter Heranziehung vor allem der berühmten Rechnungs- und Raitbücher der Tiroler landesfürstlichen Verwaltung, die seit 1288 mehr oder weniger geschlossen erhalten geblieben sind, versteht es Riedmann zu zeigen, in welchem Ausmaß Meinhard II. es verstanden hat, Gebiete des Hochstifts Trient – am Nordufer des Gardasees, in Judikarien, am Nonsberg und in der Val di Sole, in der Bischofsstadt Trient und ihrer Umgebung, in Pergine, im Fleims- und im Cembratal und generell nördlich des Avisio – in seine Kontrolle einzubeziehen.

Der ganze Wert des Werkes erschließt sich indessen nicht nur durch eine *Bibliografie Josef Riedmanns* (S. 839–883), die die Werke des Wissenschaftlers, inklusive der Herausgeberschaften, vollständig aufführt, sondern vor allem auch durch ein Register, das einerseits Orte und geografische Bezeichnungen (S. 869–894) und andererseits die Personen des Bandes auswirft. Man muss kein Prophet sein, um vorherzusagen: In nicht wenigen Fällen der zukünftigen Tiroler Geschichtsforschung – nicht nur der mittelalterlichen – werden Riedmanns *Gesammelte Aufsätze* der Ausgangspunkt sein.

JÖRG SCHWARZ, Innsbruck

Anfang und Werden – Stift Stams im Mittelalter. Vorträge der wissenschaftlichen Tagung anlässlich des 750-Jahr-Jubiläums des Zisterzienserstiftes Stams 1273–2023. Stift Stams, 22. bis 24. September 2022, hg. von JULIA HÖRMANN-THURN UND TAXIS / TOBIAS PAMER / JÖRG SCHWARZ (Schlern-Schriften 376), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2023. ISBN 978-3-7030-6616-0, 336 S., zahlr. Abb., Tabellen und Grafiken.

Stifte und Klöster prägen noch heute die österreichische Landschaft und zählen zu den wichtigsten Kulturgütern des Landes. Ihre Funktionen sind und waren immer schon vielfältig: nicht nur als geistliche und seelsorgerische Zentren, sondern auch als wichtige wirtschaftliche, soziale und teilweise auch politische Größen übten sie insbesondere im Mittelalter Einfluss auf das Leben der Bevölkerung aus. Die Aus-

einandersetzung mit ihrer Geschichte ist somit auch zentral für das Verständnis von mittelalterlichen Gesellschaften. Demensprechend ist ein Sammelband, der sich im Rahmen eines 750-jährigen Gründungsjubiläums mit einer solchen Institution, konkret mit dem Zisterzienserstift Stams in Tirol, wissenschaftlich auseinandersetzt, grundsätzlich sehr zu begrüßen.

Der von den Mediävistinnen und Mediävisten Julia Hörmann-Thurn und Taxis, Tobias Pamer und Jörg Schwarz herausgegebene Band konzentriert sich vor allem auf die Anfänge und die Frühzeit des Zisterzienserklsters, welches 1273 durch Graf Meinhard II. von Görz-Tirol (möglicherweise gemeinsam mit seiner Ehefrau Elisabeth von Bayern) gestiftet wurde und sich zu einem zentralen Memorial- und Identifikationsort des Landes Tirol entwickelte. Wie auch in vielen anderen Klöstern wurde seine Geschichte nicht nur in der klostereigenen Historiografie thematisiert, sondern stand spätestens seit dem 19. Jahrhundert auch vermehrt im Interesse von außenstehenden Forschenden. Der vorliegende Band versteht sich ergänzend zu den bisherigen Studien und versucht mit seinen überwiegend historischen und kunsthistorischen Analysen „den Anschluss an moderne Zugänge [zu] erreichen“ (S. 7). Tatsächlich bietet er wenig *Neues* – allerdings liefert er nicht nur einen guten Überblick über den aktuellen Forschungsstand und zeigt nach wie vor vorhandene Kontroversen und Unklarheiten auf, sondern präsentiert mit den verschiedenen Schwerpunktsetzungen der einzelnen Beiträge auch eine interessante und aspektreiche Zusammenschau vor allem der ersten zwei bis drei Jahrhunderte der Stiftsgeschichte.

Nach einem kurzen Vorwort, in dem der Entstehungskontext und die Zielsetzungen des Bandes kurz umrissen werden, leitet der Beitrag von CHRISTOF PAULUS in die Gründungsthematik des Stiftes Stams ein. Im Zentrum steht dabei die Analyse der in der Forschung bereits mehrfach diskutierten und vor allem ab der Neuzeit fassbaren These, wonach Stams eine Gedächtnisstiftung für Konradin gewesen sei (*Konradin-Tradition*), dem aus der ersten Ehe mit dem staufischen König Konrad IV. stammenden, 1268 hingerichteten Sohn von Meinhards Ehefrau Elisabeth von Bayern. Der Autor bietet einen überzeugenden Überblick der mittelalterlichen Quellen zur Klostergründung, die keine fassbaren Anhaltspunkte für diese These liefern. Aufgrund einer kontextualisierenden Betrachtung der Quellen sowie späterer Überlieferungen kann sie jedoch nicht völlig von der Hand gewiesen werden, zumal auch bei zahlreichen anderen Klostergründungen mehrere Motive eine Rolle spielten.

Im Anschluss daran bietet der Beitrag von JULIA BRUCH einen kompakten Überblick über die zisterziensischen Klostergründungen im Mittelalter. Der Fokus liegt dabei auf den Praktiken, Normen und Spezifika dieser Gründungsprozesse. Als Fallbeispiel wird das Kloster Stams herausgegriffen und, soweit möglich, mit etwa zeitgleichen Gründungen kontextualisiert. Besonders hervorzuheben ist die im Anhang befindliche Tabelle über die Klostergründungen zwischen 1243 und 1303, welche einen hervorragenden Überblick mit den wichtigsten Eckdaten (wie etwa Stifter:innen, Gründungsdatum, Mutterkloster oder Statuten) der jeweiligen Klöster bietet.

Bei JULIA HÖRMANN-THURN UND TAXIS steht die Funktion des Zisterzienserklsters Stams als identitätsstiftender Ort der Tiroler Landesfürsten im Mittelpunkt. Konkret werden Überlegungen zu Stams als dynastischer Grablege angestellt und seine Bedeutung für die dynastische Identität der Landesfürsten und ihrer Familien herausgearbeitet. Gleichzeitig wird auch die Perspektive des Klosters berücksichtigt, nach

den Vorteilen der Anbindung an das herrschende Geschlecht gefragt und danach, wie diese Nähe zur landesfürstlichen Dynastie wiederum der eigenen, monastischen Identität nutzte.

Auch auf die Beziehungen des Stiftes Stams zum Tiroler Adel sowie zum Tiroler Bürgertum wird eingegangen, wie die nachfolgenden beiden Beiträge des Sammelbandes anhand von Fallbeispielen zeigen. TOBIAS PAMER wählte das Tiroler Adelsgeschlecht Starkenberg als Beispiel, welches gute Verbindungen zu den Landesfürsten hatte und daher vermutlich auch das Stift Stams als Familiengrablege wählte. Anhand von Seelgerätstiftungen und Schenkungen zwischen 1276 und 1360 zeichnet der Autor die Stiftungs- und Begräbniskultur auf der Ebene des Ritteradels exemplarisch nach und verdeutlicht anhand des Bestattungskonzeptes für Georg von Starkenberg (1359) das Ineinandergreifen von liturgischen Elementen und herrschaftlich-repräsentativen Ansprüchen bei adeligen Bestattungsfeiern. CLAUDIA FELLER hingegen stellt die ab dem ausgehenden 13. Jahrhundert immer reger werdenden Kontakte des Klosters zum aufstrebenden Bürgertum ins Zentrum ihrer Untersuchungen. Bei der Auswertung der im Stiftsarchiv verwahrten Stamser Urkunden konnte eine enge Verbindung insbesondere mit den Bürgerinnen und Bürgern der Stadt Hall in Tirol festgestellt werden. Vor allem der Haller Bürger Konrad Grantner ist hier zu erwähnen, der durch seine reiche Stiftertätigkeit (nicht nur) an das Stift Stams hervorsticht, und dessen Tätigkeiten die Autorin mittels einer biografischen Darstellung gerecht zu werden versucht.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse des Klosters beleuchtet der Beitrag von STEPHAN NICOLUSSI-KÖHLER näher. Als Grundlage dienen dem Autor vor allem die Urbare und Visitationsberichte des 14. Jahrhunderts, wobei insbesondere das Stamser Urbar aus dem Jahr 1355 eine herausragende Rolle einnimmt. Anhand der Quellenanalyse konnten nicht nur ein Wachstum des Grundbesitzes und der Einkünfte im 14. Jahrhundert festgestellt, sondern auch einige allgemeine Entwicklungen (Veränderungen der Klosterwirtschaft-Struktur, Einfluss bzw. Umgang mit Krisen etc.) aufgezeigt werden.

Auch die rechtliche Position des Stiftes Stams wird in den Blick genommen. Anhand der frühen mittelalterlichen Papsturkunden (bis 1304) erörtert JÖRG SCHWARZ mit einem stark diplomatischen Zugang nicht nur die päpstliche Urkundenpraxis an sich, sondern analysiert die Inhalte und Besonderheiten eben dieser. Sehr ausführlich widmet er sich der ältesten für das Kloster ausgestellten Papsturkunde von Nikolaus III. aus dem Jahr 1278, in der das Kloster und seine Güter unter päpstlichen Schutz gestellt wurden. In den nachfolgenden Urkunden ist schließlich eine sukzessive Absicherung der Ausstattung des Klosters zu beobachten.

Mit dem Beitrag von MALTE PRIETZEL macht der Sammelband einen zeitlichen Sprung in das letzte Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts, in dem das Kloster bzw. seine Güter Schauplatz der aktuellen europäischen Politik wurden. Der Autor beschreibt anhand mehrerer Beispiele die durchaus guten Beziehungen zwischen Stams und dem damaligen Landesfürsten Maximilian I. und seiner Familie, wobei einen Großteil der Schilderung die Ereignisse in den Jahren 1496/1497 ausmachen, welche durchaus für Aufsehen sorgten: die Verhandlungen König Maximilians I. mit Gesandten aus dem Osmanischen Reich, die 1497 unter anderem auf den Wiesen beim Stift Stams stattfanden.

LEO ANDERGASSEN konzentriert sich in seinem Beitrag auf die vom Augsburger Barockmaler Johann Georg Wolcker dem Jüngeren (1700–1766) stammenden

Deckengemälde der Stamser Stiftskirchen. Das Bildprogramm der in den 1730er-Jahren angefertigten Deckenmalereien ist unter anderem aufgrund fehlender Inschriften nicht leicht zu lesen und die inhaltlichen Querbezüge und geistlichen Anspielungen waren vor allem Insider:innen vorbehalten. Der Autor bemüht sich neben der Beschreibung um eine Interpretation und Deutung der Malereien, die vor allem Szenen aus dem Marienleben in der jahreszeitlichen Abfolge, Marienerscheinungen in den Viten wichtiger Seliger und Heiliger des Zisterzienserordens und Darstellungen aus dem Leben des hl. Bernhard von Clairvaux zeigen. Ein Plan mit der Verortung der einzelnen Deckengemälde hilft den Lesenden bei der Orientierung.

CHRISTOPH HADACHER fokussiert sich in seinen Ausführungen auf eine auch in den anderen Beiträgen oftmals genannte Quelle: auf die Chronik des Klosters Stams von Pater Wolfgang Lebersorg (1570/71–1614). Nach einem kurzen biografischen Überblick des Gelehrten folgt eine hilfswissenschaftliche Beschreibung der handschriftlichen Überlieferung. Abgerundet wird die Untersuchung mit einer inhaltlichen Analyse bzw. dem Versuch, die Quellen und Vorlagen von Lebersorg festzumachen, wodurch der Mehrwert dieser Chronik betont wird, die nicht zuletzt aufgrund ihrer Bildausstattung zu einer zentralen Quelle der Klostergeschichte zählt.

Die letzten beiden Beiträge beschäftigen sich mit den mittelalterlichen Handschriften des Zisterzienserklosters. CLAUDIA SCHRETTTER-PICKER versucht, mithilfe der ca. 400 heute noch fassbaren, ursprünglich der Stamser Stiftsbibliothek zuordenbaren Handschriften sowie einem Bücherverzeichnis aus dem Ende des 13. Jahrhunderts (!) und einem Bibliothekskatalog aus dem 14. Jahrhundert die mittelalterliche Klosterbibliothek zu rekonstruieren. Anhand verschiedener Beispiele wird versucht, Rückschlüsse über Schenkungen, Ankäufe, Schreibertätigkeit im Stift sowie Benutzung und Aufbewahrung der Handschriften zu gewinnen. KATHRIN WANKMILLER rückt vor allem eine Handschrift bzw. einen bestimmten Text in den Mittelpunkt ihrer Ausführungen: das sogenannte *Innsbrucker Arzneibuch* (12. Jahrhundert). Konkret werden Überlegungen zur Entstehung des Textes, seiner Beziehung zum Stift Stams und seiner Überlieferung angestellt, wobei ein besonderer Fokus auf der Mischsprache (Deutsch-Latein) der Rezepte liegt. Die Autorin argumentiert anhand von Beispielen, dass es sich dabei um kein überlieferungsgeschichtliches Zufallsprodukt, sondern um eine gut überlegte Textgestaltung handelt, die sowohl der Verständlichkeit als auch dem Prestige des zugrundeliegenden antiken Gedankenguts Rechnung tragen will. Abgerundet wird die Publikation von einem umfassenden Personen- und Ortsnamenregister.

Der im Vorwort geäußerte Wunsch, dass ein fokussiertes Nachdenken über das frühe Stams unter anderem die damalige Bedeutung des Klosters für die Region, für das Land Tirol und für die mittelalterliche monastische Kultur im Allgemeinen ins Bewusstsein rückt (S. 8), kann durchaus als erfüllt betrachtet werden. Der Sammelband bietet mit seinen zahlreichen Themenbereichen wie der Gründung des Klosters, seinen Beziehungen zur mittelalterlichen Gesellschaft sowie zu Wirtschaft, Recht, Politik und Kultur einen umfassenderen Einblick in die ersten Jahrhunderte des Klosters, als es ein erster kurzer Blick ins Inhaltsverzeichnis vermuten lassen würde. Insgesamt sind die großteils gute Lesbarkeit der einzelnen Texte sowie ihr individueller Beitrag zum Gesamtkonzept, die breiten politischen, sozialen, ökonomischen und kulturellen Beziehungen des Stiftes Stams sowie seine umfassende Bedeutung für Tirol herauszuarbeiten, besonders hervorzuheben, wenn vielleicht auch hin und wieder ein zeitlich und/oder methodisch etwas weiter reichender Zugang wünschenswert

gewesen wäre. Alles in allem gelingt es der Publikation aber, den Quellenreichtum und die damit verbundenen Forschungsperspektiven dieses bedeutenden Klosters zu vermitteln, und sie macht tatsächlich Lust auf mehr.

JULIA ANNA SCHÖN, Wien

ROBERT REBITSCH, **Rebellion 1525. Michael Gaismair und der Aufstand der Tiroler Bauern**, Tyrolia-Verlag, Innsbruck / Wien 2024. ISBN 978-3-7022-4222-0, 376 S., 70 farb. und 19 sw. Abb., 3 Übersichtskarten.

Robert Rebitsch legt mit dieser Monografie eine aktuelle Gesamtdarstellung des Tiroler Bauernkriegsgeschehens der Jahre 1525/1526 vor. Dies erscheint angesichts des 500. Gedenkjahres nicht nur opportun, sondern mit Blick auf die revisionsbedürftige Forschungslage zum Tiroler Aufstandsgeschehen dringend notwendig. Robert Rebitschs Werk gliedert sich in drei größere Sinnabschnitte, die sich an einer chronologischen Unterteilung des Aufstandsverlaufs orientieren.

Im ersten dieser Sinnabschnitte thematisiert der Autor die politischen, sozialen, wirtschaftlichen und ereignisgeschichtlichen Vorbedingungen des Tiroler Bauernkrieges. Robert Rebitsch beginnt mit einer dem Erkenntnisinteresse seiner Studie angemessenen und konzisen Beschreibung der politik- und territorialgeschichtlichen Entwicklung der Grafschaft Tirol und der beiden Fürstbistümer Brixen und Trient, ausgehend von der Aneignung des Herrschaftsanspruches über die Tiroler Grafschaft durch das Haus Habsburg im Jahr 1363. Der Autor beleuchtet anschließend die wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Lebenswirklichkeiten spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Bauern im Allgemeinen und in der Grafschaft Tirol sowie den beiden Fürstbistümern Brixen und Trient im Besonderen. Die nachfolgende in ihrer Gänze kaum eine Seite füllende Betrachtung der sozioökonomischen Heterogenität der Tiroler *Stadtbevölkerung* erscheint mit Blick auf die zuvor differenzierte Aufarbeitung des Tiroler *Bauernstandes* umso bedauerlicher, da der Autor doch beide Gruppen als für die Gestaltung des Tiroler Aufstandsgeschehens zentral bezeichnet.

Robert Rebitschs nachfolgende Thematisierung zentraler begriffstheoretischer Streitfragen der Bauernkriegsforschung (Empörung oder Krieg? / Rebellion oder Revolution des gemeinen Mannes?) hätte ebenfalls differenzierter erfolgen können. So berücksichtigt er beispielsweise nur sehr eng gefasste Definitionen der Begrifflichkeiten Krieg und Revolution. Zudem verbleibt seine persönliche Einordnung dieser Begrifflichkeiten im Kontext des Tiroler Bauernkrieges eher vage, sodass eine resümierende Positionierung des Autors mit Bezug auf den Untersuchungsraum ausbleibt. Deutlich ausführlicher skizziert Rebitsch die „geostrategische“ Situation der Grafschaft Tirol bzw. seiner Obrigkeit im Kontext der politischen Großwetterlage Europas im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts. Ein konkreter Bezug dieser Verortung Tirols in den politischen Konflikten der Zeit wird in diesem Kapitel an vielen Stellen zunächst impliziert deutlich und fungiert dann in späteren Kapiteln noch mehrfach als argumentativer Bezugspunkt. So skizziert der Autor anschließend spiegelbildlich die *innenpolitischen* Probleme und Spannungen der Grafschaft Tirol, die zumeist auch durch *außenpolitische* Entwicklungen mitverursacht oder zumindest verschärft wurden. Zum

Abschluss dieses Sinnabschnittes seines Werks behandelt Robert Rebitsch noch schlaglichtartig die Einsetzung und Konsolidierung Ferdinands I. als Gubernator und de facto Landesherr der Grafschaft Tirol sowie den Aufstand der Schwazer Bergknappen aus dem Frühjahr 1525, der für den jungen Landesherrn eine erste Pazifizierungsherausforderung vor dem eigentlichen Bauernkrieg darstellte.

Der zweite große Sinnabschnitt des hier zu besprechenden Werks thematisiert vorrangig die Verlaufsgeschichte des Aufstandes in Tirol seit der zweiten Aprilhälfte bis zum Zusammentreten des Tiroler Landtags in Innsbruck im Juni 1525 und kompiliert sowie evaluiert dessen Verhandlungsergebnisse. Rebitsch behandelt die Ereignisgeschichte des Aufstandsgeschehens in den beiden Fürstbistümern Brixen und Trient sowie der Grafschaft Tirol jeweils in individuellen Unterkapiteln, vermag jedoch trotzdem in angemessener Weise territorienübergreifende Akteurs- und Handlungsinterdependenzen im Kontext des Aufstandsgeschehens herauszuarbeiten. Unterfüttert wird die ereignisgeschichtliche Aufarbeitung des Aufstandsgeschehens in der Grafschaft Tirol und im Fürstbistum Brixen durch zwei personengeschichtlich strukturierte Kapitel zu Michael Gaismair, die dessen Gesinnungsentfremdung von der Tiroler Obrigkeit, in deren Dienst er jahrelang gestanden hatte, und dessen Etablierung als gestaltender Akteur auf der Seite der Aufständischen eingehend beleuchten.

In der Gesamtschau gelingt es Robert Rebitsch, die augenfälligen Unterschiede hinsichtlich der Pazifizierung des Aufstandsgeschehens in der Grafschaft Tirol und im Fürstbistum Brixen einerseits und im Fürstbistum Trient andererseits herauszuarbeiten. So skizziert er konzise, wie Ferdinand I. auf eine Deeskalation des Konfliktes, der sich im Trienter Bistum nur militärisch befrieden ließ, hinzuwirken vermochte. In diesem Kontext beschäftigt sich Rebitsch auch ausführlich mit der organisatorischen Gestaltung des im Juni 1525 zusammentretenden Innsbrucker Landtages sowie den dort thematisierten Problemstellungen und vereinbarten Lösungsansätzen. Rebitschs Ausführungen stellen diesbezüglich eine gewinnbringende Zusammenführung und argumentative Erweiterung älterer Publikationen von Josef Macek, Peter Blickle und Martin Schennach dar. Leider wertet Robert Rebitsch die Meraner und Innsbrucker Beschwerdeartikel, welche das auf dem Landtag verhandelte Forderungsprogramm der Aufständischen repräsentieren, nur teilweise aus. Zwar rekapituliert er den Inhalt der jeweiligen Beschwerdeartikel hinsichtlich des dort thematisierten Beschwerdegegenstandes und ordnet sie einer von drei verschiedenen Forderungsgattungen zu (kirchenpolitische, rechtliche, wirtschaftliche Forderungen), jedoch widmet er sich nicht ausführlich den diesen spezifischen Beschwerden zugrunde liegenden Begründungs- und Argumentationsstrategien. Dies wäre allerdings hinsichtlich der von Rebitsch angedeuteten interregionalen Vergleichbarkeit der Meraner und Innsbrucker Artikel mit anderen Beschwerdeschriften des Bauernkrieges, prominent wären hier natürlich insbesondere die *12 Artikel* zu nennen, erforderlich.

Der finale Sinnabschnitt thematisiert ausführlich das Vorgehen Michael Gaismairs seit den Sommermonaten 1525 bis zu seiner Ermordung am 15. April 1532 in Padua. Robert Rebitsch beschreibt sämtliche zäsurbildenden Etappen in Gaismairs Wirken ausgehend von dessen Aneignung von Herrschaftsrechten in und um Brixen und seinen gescheiterten Rekonziliationsbemühungen mit der Tiroler Obrigkeit, die letztendlich in seiner Inhaftierung in Innsbruck mündeten. Zudem eruiert der Autor ausführlich Gaismairs Exil im Prättigau nach seiner Flucht aus Innsbruck sowie sei-

nen Aufenthalt in Zürich und seinen dortigen intensiven Austausch mit Huldrych Zwingli, der ihn bei der Abfassung seiner Landesordnung und der Entwicklung eines Feldzugplans gegen die Tiroler Obrigkeit inspirierte. Seine darauffolgenden Versuche der Eroberung der Stadt Radstadt und der Besetzung des Pustertals, deren Scheitern ihn mitsamt seinen Anhängern zur Flucht auf venezianisches Territorium veranlassten, behandelt der Autor ebenfalls. Abschließend beleuchtet Robert Rebitsch die letzten Lebensjahre Michael Gaismairs im italienischen Exil. Der Autor zeigt hier kurzweilig auf, dass es Michael Gaismair gelang, seine militärische Expertise als „Condottiere der Markusrepublik“ unter Beweis zu stellen. Bis zu seiner Ermordung versuchte er, seinen hier erlangten Ruf und Einfluss in eine militärische Unterstützung seiner Feldzugbemühungen gegen das habsburgische Tirol umzumünzen. Rebitsch kontextualisiert gelungen die persönlichen Entscheidungen Gaismairs anhand des Zeitgeschehens. Insbesondere der Fortgang des Salzburger Bauernkrieges, die Spannungen zwischen Venedig und den Habsburgern sowie die Pazifikations- und Strafbemühungen seitens der Tiroler Obrigkeit im Nachgang der Bauernunruhen stehen hier im Vordergrund. Trotz einiger Überlieferungslücken zum Wirken Gaismairs vermag Robert Rebitsch eine aussagekräftige Interpretation der Gaismairschen Handlungslogiken anzubieten. Dem Autor gelingt es zugleich, auch etwaige Glorifizierungen und Verzerrungen der Persona Gaismairs und seines Wirkens in der älteren Forschung und der Populärkultur offenzulegen und als ideologische Projektionen zu dekonstruieren.

Das inhaltlich umfangreiche Werk wird zudem mit einer Vielzahl an kolorierten Abbildungen ergänzt, die in ihrer Gesamtheit optisch imposant wirken, jedoch vereinzelt aufgrund der thematisch randständigen Anbindung an die zu illustrierenden Kapitel etwas deplatziert anmuten. Inhaltlich ist das Werk in seiner Gesamtheit jedoch schlüssig und somit als willkommene Bereicherung der regionalen und interregional vergleichenden Bauernkriegsforschung zu erachten. Robert Rebitschs Darstellung des Tiroler Bauernkriegsgeschehens ergänzt die notwendige Revision des regionalgeschichtlichen Forschungsstandes durch die exponierte Aufarbeitung der Rolle Michael Gaismairs als Rädelsführer und verbindet somit gezielte prosopografische Betrachtungen der Tiroler Bauernunruhen mit einer ereignisgeschichtlichen Gesamtschau.

THOMAS ROTH, Darmstadt

Der lange Weg zum Erzbistum Wien. Der Erhebungsakt 1723 und seine Folgen, hg. von JOHANNA KÖSSLER / MARTIN SCHEUTZ / HERWIG WEIGL (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 80), Böhlau, Wien 2024. ISBN 978-3-205-22001-5, 375 S., Abb.

Die Vorstellung eines Werks zur Wiener Bistumsgeschichte in einer Zeitschrift mit Schwerpunkt im Bereich der Landeskunde Tirols bedarf an sich keiner Rechtfertigung, sind doch schon durch die kulturellen und historischen Gemeinsamkeiten sowie durch Fragestellung und Methode hinreichende Bezüge gegeben. Dass es aber auch in Details Parallelen gibt, namentlich zur Brixner Diözesengeschichte, ist gleichwohl erfreulich und soll nicht unerwähnt bleiben: in der Person des Leo von Spaur,

den Kaiser Friedrich III., ehe er ihn zum (ersten) Bischof von Wien bestimmte, gern in Brixen als Nachfolger des Nikolaus von Kues gesehen hätte, in der Präsenz der als Referenzwerk zur Bau- und Kunstgeschichte des barocken Stephansdomes geltenden Dokumentation von Joseph Ogesser in der Bibliothek des im Chor der Kathedrale zu Brixen wirkenden Joseph Resch, des fürstbischöflichen Hofarchivars und Begründers der wissenschaftlichen Geschichtsforschung in Tirol, und in der Rezeption einer homiletischen Arbeit des 1723 amtierenden Wiener Dompredigers Franz Peikhart SJ durch einen etwas jüngeren Brixner Domprediger.

Die Rede ist von einem Sammelband, der die bei einer vom Archiv der Erzdiözese Wien veranstalteten Tagung im Januar 2023 anlässlich des 300-Jahr-Jubiläums der Erhebung des Bistums Wien zum Erzbistum (1722) gehaltenen Vorträge auf Dauer sichert. Die feierliche Zeremonie der Übergabe des Palliums an Bischof Sigismund Graf Kollonitz (1723) ist der gemeinsame Nenner von insgesamt 15 Beiträgen, die das Ereignis aus verschiedenen Richtungen beleuchten – auch wenn die Stoffaufteilung unter den Autorinnen und Autoren noch optimierungsfähig wäre. Die Rang-erhöhung macht bewusst, dass es generell wenige Hauptstädte gab, die zugleich Sitz eines Erzbischofs waren – umso mehr, als die kleine, erst 1469 gegründete Diözese Wien in der Kirchenorganisation bedeutungslos war und von Anfang an im Dienst des Hofes und der Universität stand.

So lag es nahe, den Akt von 1723 vornehmlich in kulturgeschichtlicher Hinsicht zu analysieren. Ein solcher Schwerpunkt ist schon in den einleitenden sechs Beiträgen zu erkennen, die den institutionellen Voraussetzungen gewidmet sind. CHRISTIAN LACKNER rekonstruiert die Bistumsgründung im Spätmittelalter, die gegen den Willen des Bischofs von Passau erfolgt war. Treibende Kraft war Kaiser Friedrich III., aber erst 1513 wurde der erste Residentialbischof geweiht, das heißt das neue Bistum konnte lange nicht Fuß fassen. Die Gründungsurkunde enthält keine Hinweise auf frühere Pläne und auf das von Rudolf IV. 1365 errichtete Kollegiatstift. Die Besetzung war rein politisch. STEFAN SCHIMA erörtert die kirchenrechtlichen Konsequenzen der Erhebung zum Erzbistum, ausgehend vom heute geltenden Kirchenrecht (mit rezenten Beispielen) und beschreibt die Kompetenzen der Metropolen in einzelnen Bereichen. Im zweiten Teil wird nach demselben Schema, auf der Grundlage tridentinischer Bestimmungen, die Situation des 18. Jahrhunderts in den Blick genommen. Grundsätzlich gilt: In der Frühen Neuzeit nahm die Bedeutung der Metropolen eher ab, aber gewisse Vorrechte blieben. Hohe Relevanz im Alltag kam insbesondere dem Metropolitangericht als zweiter Instanz in Straf- und Zivilsachen zu. Als Hauptergebnis ist festzuhalten: In den 1720er-Jahren wurden die Weichen gestellt für die Neuorganisation der Diözesen unter Joseph II., die Wien nun endlich das bislang weitgehend fehlende Territorium brachte.

MARTIN SCHEUTZ nimmt die Bischofsbegräbnisse in den Blick, die er als Teil einer kalkulierten Herrschaftsressource identifiziert. Sie dienten der Stabilisierung von Herrschaft und bauten für den jeweiligen Nachfolger soziales Kapital auf. Geboten werden eine breite Kontextualisierung des Themas (Ausblicke auf andere Kathedralen in der *Germania Sacra*) und eine gelungene Kombination von analytischen (Alter, Herkunft, Ausbildung der Bischöfe) und deskriptiven Teilen (die Etappen des Totenkults). Funeralpomp war ein zentrales Element katholischer Konfessionskultur. Sozialgeschichtlich von Belang ist das klare Sichtbarmachen der gesellschaftlichen Ränge, beispielsweise im Nachweis von vier verschiedenen *Klassen* von

Trauerkleidung. Interessante Forschungsfelder öffnen sich in den Passagen über die Leichenpredigten, die meist 30 Tage nach dem Requiem gehalten wurden und, als visuelles Pendant, über die *Castra doloris* sowie über die Testamente.

STEFAN SEITSCHKEK illustriert in einem detailreichen Beitrag, mit viel Sinn für zereemonielle Aspekte, die von Anfang an engen Beziehungen zwischen dem Wiener Hof und dem (Erz)Bistum: Der Akt von 1723 ist der Kulminationspunkt. Die Habsburger wünschten schon früh ein Bistum in ihrer Nähe; im Stephansdom waren sie häufig präsent, desgleichen der Adel, weswegen die Wiener Kathedrale auch zu einer Art Hauptkirche der Monarchie wurde. Im Gegenzug nahmen die Bischöfe viele kirchliche Handlungen auch außerhalb von St. Stefan vor und traten im Gefolge des Kaisers auf; sie waren nicht nur Kirchenmänner, sondern auch Akteure bei Hof. Eine Art Konkurrenz zum Erzbischof war der Apostolische Nuntius.

HANNELORE PUTZ zeichnet gekonnt nach, dass die Gründung des Bistums Wien für Passau eine lange, schmerzhafteste Verlustgeschichte war, ungeachtet dessen, dass Passau ein sehr großes Territorium hatte. Seit 1329 gab es in Wien einen Offizial für die Gebiete unter der Enns. Zur selben Zeit erstarkte das Herzogtum Österreich. Parallel dazu ist mitzudenken, dass in Passau seit dem 10. Jahrhundert, mit Berufung auf das antike Lorch, der Wunsch bestand, aus dem Salzburger Metropolitanverband, dem es seit 798 angehörte, auszuscheiden. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde hierüber ein vier Jahrzehnte dauernder Prozess an der Rota geführt. 1720 entstand in Passau eine anonyme Denkschrift, die die Tradition von Lorch akzentuierte. Nach 1723 liefen schwierige Verhandlungen über die Dismembration von Gebieten, die das kleine Erzbistum Wien dringend brauchte. Sie endeten 1728, als auch das Domkapitel, das zunächst Einspruch erhoben hatte, einlenkte, gegen angemessene Entschädigung. Im selben Jahr wurde Passau aus dem Salzburger Metropolitanverband herausgelöst und direkt dem Heiligen Stuhl unterstellt. Es musste aber weiterhin an den Salzburger Provinzialsynoden teilnehmen.

GERALD HIRTNER geht den Spuren dieser Ereignisse in Salzburger Quellen nach, mit dem Ergebnis, dass die Wiener Ereignisse von 1723 zwar Bewegung in die Lösungsambitionen brachten, in den Quellen aber vornehmlich indirekt, über Passau, zur Sprache kamen. An der von den Benediktinern geführten Universität entwickelte sich eine historisch und juristisch angelegte Tradition der Verteidigung der Metropolitanrechte. Dass das Erzstift über die Rangerhöhung Wiens nicht glücklich war, entschärfte das Verhältnis zu Passau ein wenig – umso mehr, als zwischen beiden Domstiften ja auch über Pfründenkumulationen vielfache Beziehungen bestanden; Salzburger Domherren, die auch in Wien Kanonikate innehatten, gab es hingegen nicht. Die Komplexität der Gesamtsituation wird durch Hinweise auf die um 1725 ventilierter Erhebung des Klosters Melk zu einem Wiener Suffraganbistum und auf die Besitzungen und Rechte von St. Peter im Raum Wien weiter verdeutlicht. Dass Salzburg im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts durch seine Härte gegenüber den Protestanten einen guten Teil seiner Kraftressourcen anderweitig einsetzen musste, mag den Reputationsverlust gefördert haben, der mit der Exemtion Passaus zwangsläufig verbunden war.

Die daran anschließenden acht Beiträge beleuchten wissenschaftliche Hintergründe der genannten Ereignisse und vertiefen kulturgeschichtliche Aspekte. Die Leiterin des Wiener Diözesanarchivs, JOHANNA KÖSSLER, übrigens die bereits dritte Frau an der Spitze dieser wichtigen kirchlichen Einrichtung, erläutert dessen Struktur

in Gestalt eines mit der Bistumsgründung einsetzenden historischen Rückblicks mit Schwerpunkt im Bereich der Verwaltung und stellt die Bestände vor. Die Darstellung der jüngeren Geschichte gerinnt zu einem Problemaufriss, der dem Beitrag eine weit über Wien hinausreichende Relevanz verleiht. GÜNTHER BUCHINGER widmet sich (gemeinsam mit DORIS SCHÖN) der Baugeschichte der bischöflichen Residenz in der Wollzeile, die im 12. Jahrhundert beginnt. Der Beitrag, der in Hinblick auf die dem Band zugrunde liegende Tagung quasi *ex novo* erarbeitet wurde, ist eine gelungene Synthese der Auswertung archivalischer Quellen, kunsthistorischer Interpretation und des Einsatzes von Hilfswissenschaften wie Dendrochronologie und Maueranalyse.

ANNA MADER-KRATKY legt eine sorgfältige Beschreibung des ab 1639 barockisierten Stephansdomes vor, mit auffälligem Interesse an der Ikonographie der auf insgesamt 39 Altären dargestellten Heiligen – eine weitere Illustration der engen Beziehung des Domes zum Haus Habsburg bzw. zur *Monarchia Austriaca*. Der Germanist RALF BOGNER leistet durch eine inhaltliche und stilistische Analyse der Kanzelreden der ordentlichen Domprediger des 18. Jahrhunderts sowie einiger weiterer einen Beitrag zur Schärfung des in der Forschung längst etablierten Begriffs der *Pietas Austriaca* – mit allen politischen Implikationen. Ähnliches gelingt ELISABETH TH. HILSCHER und REINHARD H. GRUBER für die Kirchenmusik – ein besonders schwieriges Unterfangen, weil hiervon in den Quellen zum Zeremoniell der Festmesse vom 24. Februar 1723 nicht die Rede ist, weswegen auf allgemeine Kenntnisse zurückgegriffen werden musste. Der Akt war für die Zeremoniäre deshalb herausfordernd, weil es keinen Parallelfall gab, der als Orientierung hätte dienen können. Überdies macht er bewusst, dass die Übergabe des Palliums keine Weihe ist, sondern Demonstration einer Hierarchie, weil sie lediglich ein Amtsinsigne betraf. Der Mehrwert des Beitrags liegt in einer detaillierten Beschreibung der einzelnen Schritte entlang der überlieferten Quellen, die dann auch im vollen Wortlaut ediert werden.

Die Ausführungen von RENATE KOHN spiegeln die Bistumsgeschichte in einer Serie von Büsten der Oberhirten im Mittelchor des Domes und in der eingehenden Analyse ausgewählter Grabdenkmäler, beides innerhalb des größeren kunsthistorischen Kontexts. Auch hier bestätigen sich die Startschwierigkeiten des jungen Bistums, dessen große Zeit erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts begann, als die Rekatholisierung abgeschlossen war und das Selbstverständnis der Bischöfe als Mit-Akteure im politischen Handeln der Habsburger. STEPHAN STEINER nimmt eine 1736 an den Kaiser gerichtete Denkschrift von Graf Kollonitz gegen das in seinen Augen gefährliche Vordringen der Protestanten in Wien zum Anlass, die diesem Phänomen zugrunde liegende Struktur zu analysieren: Als (legalen) Rahmen der in den diplomatischen Gepflogenheiten der Zeit vorgesehenen Gesandtschaften ausländischer Mächte, die auch eigene geistliche Zentren und Seelsorger hatten, und einen gewissen natürlichen Zuzug aus dem Reich, der wirtschaftspolitischen Notwendigkeiten geschuldet war. So hatten die *Gravamina* des Wiener Erzbischofs größtenteils ein *fundamentum in re*, und sie blieben auch nicht ohne Wirkung, sei es durch die Einrichtung einer eigenen Hofkommission, die Gegenmaßnahmen konzipierte, sei es in Gestalt einer relativ breiten Kenntnisnahme in der Publizistik des Reichs. RUPERT KLIEBER kommt die schwierige Aufgabe eines Überblicks über die Wiener Diözesangeschichte im 19. und 20. Jahrhundert zu, die aufgrund seiner profunden Vertrautheit mit der Thematik und der Kontextualisierung in der allgemeinen

Entwicklung der Kirche zu einer prägnanten Synthese gerinnt. Bezogen auf das Gesamtthema des Bandes sind vor allem die Ausführungen über die Bestellung der Erzbischöfe von Interesse, die, anders als in anderen Metropolitansitzen, auch noch in der Zeit nach Graf Kollonitz von den staatlichen Behörden bestimmt war; ab 1918 erfolgte die Kür in Rom; vor Ort gewannen die Metropolen sichtlich an gesellschaftlichem Terrain.

In einem Anhang rückt HERWIG WEIGL die (feierliche) Erhebungsbulle für die Diözese vom 1. Juni 1722 und die (einfacher gehaltene) *Littera* für den Bischof vom 20. Januar 1723 in den Blick. Geboten wird, nach klassischer Institutstradition, eine subtile diplomatische Abhandlung, die auch für die Erforschung der neuzeitlichen Papsturkunde im Allgemeinen von Belang ist, als Vorspann zur Edition der beiden Stücke, um die die vorhergehenden Beiträge kreisten. Ein Register der Personen und Orte belegt die Komplexität des Themas und den engen Nexus zwischen Kirche und Politik.

Das Verzeichnis der Beiträger:innen verweist auf den Entstehungskontext des Bandes, der nicht zuletzt Zeugnis einer gelungenen Kooperation von Archiven (Diözesanarchiv Wien, Domarchiv Wien, Österreichisches Staatsarchiv, Archiv der Erzabtei St. Peter in Salzburg) und Universität ist. In der Diözese Passau hat diese heute vielfach nicht mehr als natürlich empfundene Symbiose durch die Person der Leiterin des Diözesanarchivs einen besonders eindrucksvollen Niederschlag gefunden. Es ist zu hoffen, dass das Potenzial, das in einer solchen Konstellation steckt, gerade auf Seiten kirchlicher Verantwortungsträger angemessen gewürdigt und dass hochwertige Wissenschaft auch als Mittel erkannt wird, der Kirche Glaubwürdigkeit und Respekt zu verschaffen. Denn durch die Zahl der Besucher:innen können sich Diözesan- und Ordensarchive als gleichwohl zentrale Einrichtungen im Gefüge der kirchlichen Behörden nicht legitimieren: Sie müssen nicht nur Dienstleister sein, sondern können – und sollen, wie im vorliegenden Band – auch wissenschaftliche Akzente setzen, ähnlich der Katholisch-Theologischen Fakultät, die, so Rupert Klieber, „heilsame(m) kirchliche(m) Gebaren zuarbeiten“ (S. 318) wolle. Hier schließt sich der einleitend geöffnete Kreis der Tirol-Bezüge: Ein Werk wie das nun vorgestellte hätte schon früh auch im Brixner Diözesanarchiv Beifall gefunden, lange bevor die Rezensentin dessen Leitung übernahm, verband doch auch Karl Wolfsgruber die Tätigkeit des Archivars (1947–1997) nach Kräften mit historischer Forschung bzw. Anregung derselben.

ERIKA KUSTATSCHER, Brixen

MICHAEL KASPER, **Ländliche Elite zwischen Beharrung und Wandel? Die regionale Oberschicht in Westtirol und Vorarlberg vom 18. zum 19. Jahrhundert**, Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2019. ISBN 978-3-7030-1069-9, 220 S.

Die Idee zum vorliegenden Buch geht auf ein vom Südtiroler Landesarchiv getragenes Projekt zur *Elitentransformation in Tirol 1790–1840* zurück. Michael Kasper legt damit eine regional auf Westtirol und Vorarlberg fokussierte Studie zur „Ländliche[n] Elite zwischen Beharrung und Wandel“ vor, welche die „regionale Oberschicht“ in den Blick nimmt.

In einer kurzen Einleitung (S. 9–24) beleuchtet Kasper zunächst am Beispiel des Montafoner „Standesrepräsentanten“ Mathias Drexel einen Vertreter der ländlichen Elite, der zwischen Tradition und Fortschritt, zwischen Beharrung und Wandel stand. Immer wieder werden in den Darstellungen solche ausführlichen biografischen Studien vorgenommen, die auch Handlungsspielräume historischer Akteur:innen aufzeigen, die große Entwicklungslinien erklären und illustrieren. Nach diesem einleitenden Beispiel folgt ein sehr kurz gehaltener Versuch, den so schwierig zu fassenden Begriff der Elite zu klären. Auf die *klassischen* Theorien zur Elitensoziologie (etwa Pareto, Michels, Hartmann) geht Kasper nicht ein. Das ist in diesem Kontext auch gar nicht nötig, denn völlig zu Recht weist er darauf hin, dass lokale und regionale Eliten immer im Kontext dieser kleineren sozialen Einheiten, im konkreten Fall ländlicher Gebiete, verstanden werden müssen. Somit bleiben Adel, Bürgertum und städtische Eliten aus der Untersuchung ausgeklammert. Auch auf Beamtentum und Geistlichkeit wird nur am Rande eingegangen. Als methodisch-theoretischen Rahmen wählt Kasper das auf Max Weber zurückgehende Modell gesellschaftlicher Schichtung und Ungleichheit, das durch gesellschaftsgeschichtliche, ethnologische und soziologische Ansätze erweitert wird.

In Kapitel 1 *Regionale Strukturbedingungen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert* (S. 25–60) unternimmt Michael Kasper eine detaillierte Analyse des Untersuchungsraumes. Nach einer Darstellung der Veränderungen in der Verwaltungsstruktur wird der Naturraum und dessen Nutzung sowie die Siedlungsstruktur in den Blick genommen. Einen besonderen Fokus legt Kasper auf Klimaschwankungen und deren Auswirkungen wie Ernteausfälle und Hungerkrisen. Dann wird auf die Herrschaftspraxis eingegangen, wobei der Fokus auf die Herrschaft vor Ort gelegt und ihre Veränderungen im Zuge der jeweiligen verwaltungsrechtlichen Zugehörigkeit der Region skizziert werden. Das Kapitel schließt mit einem Blick auf die demografischen Entwicklungen, wobei eine Fülle von Daten wie Bevölkerungszahl oder Familiengröße in Form von Tabellen bis auf die Ebene von Gemeinden differenziert werden. Im Text wird jedoch lediglich auf die Besonderheiten der Entwicklung der Gesamtregion hingewiesen, eine mit den vorliegenden Daten mögliche Binnendifferenzierung nach Gemeinden unterbleibt.

Kapitel 2 nimmt unter dem Titel *Die ländliche Oberschicht* den Rest des Buches ein (S. 61–185) und ist ob seiner Länge in mehrere Unterkapitel gegliedert. Die Darstellung der Sozialstruktur der ländlichen Gesellschaft (S. 61–76) verweist zunächst auf die durch die Realteilung sehr kleinen landwirtschaftlichen Einheiten und den dadurch fast notwendigen Nebenerwerb, oft in Form von Arbeitsmigration. In der auch zeitgenössisch oft thematisierten und weit verbreiteten Armut gibt es, wie Kasper betont, zusätzlich eine geschlechtsspezifische Komponente, da Frauen davon stärker betroffen waren. Mit Hilfe von Steuerakten entsteht ein Analyseschema, das die Bevölkerung drei Großgruppen (Oberschicht, Mittelschicht, Unterschicht) zuweist. Damit wird die Vermögensstruktur der Region Montafon sehr detailreich rekonstruiert und es erfolgt auch eine Binnendifferenzierung nach Gemeinden und Berufsgruppen.

Dass die reichsten Bürger:innen vor allem in den Bereichen Handel und Gastgewerbe zu finden waren, aber meist mehreren Tätigkeiten nachgingen, führt Kasper zur Frage, wie die dörfliche Wirtschaftselite zu ihrem Vermögen kam, wie die ökonomischen Tätigkeiten der Oberschichten aussahen (S. 76–114). Die „Multiprofes-

sionalität“ (S. 76) ermöglichte nicht nur die Überwindung von Krisen in einzelnen Wirtschaftssektoren, sondern verhinderte auch den gesellschaftlichen Abstieg bei einer hohen Zahl von Erb:innen. Als „Tonangeber in der ländlichen Gesellschaft“ (S. 79) werden die Wirt:innen gesehen, die als „Zwischenmilieu“ (S. 81) zwischen Bäuerinnen und Bauern sowie Bürgerinnen und Bürgern vermittelten. Damit bestätigt Kasper die Forschungen von Hanns Haas, der den Begriff *Zwischenmilieu* für die Erforschung des ländlichen Bürgertums im Salzburger Raum in die Diskussion eingebracht hat. Breiten Raum widmet Michael Kasper weiters der sozialen Praxis des Kredits im ländlichen Raum, der sowohl Erwerbsquelle als auch Möglichkeit im Umgang mit Armut und (temporärer) Knappheit war, in jedem Fall immer auch eine zusätzliche soziale und politische Dimension hatte sowie persönliche Bindungen und ein Klientelprinzip schuf.

Als weiteren Weg, zu Vermögen zu gelangen, führt Kasper schließlich den Einstieg in die (proto-)industrielle Unternehmerschaft ein, wobei nur ein kleinerer Teil der als Verleger:innen auftretenden Textilunternehmer:innen aus den traditionellen lokalen Oberschichten der Untersuchungsregion stammten. Die Errichtung von Textilfabriken scheiterte am Widerstand der einheimischen Bevölkerung. Der Mangel an Arbeitsmöglichkeiten in der Region forcierte Arbeitsmigration und Handelsbeziehungen in manchmal auch weiter entfernte Gebiete (bis nach Frankreich und in die Niederlande). Manche Rückkehrer:innen brachten das ersparte Vermögen zurück in die Heimatregion und belebten die hiesige Wirtschaft. Die vergleichsweise stark agrarisch geprägte Region wurde schließlich im 19. Jahrhundert selbstverständlich auch zum Ziel der über eine *Landwirtschaftsgesellschaft* organisierten Versuche, die sehr kleinteilig strukturierte Landwirtschaft zu modernisieren, vor allem im Bereich der Viehzucht und der Käserei. Als „Ausnahmen“ (S. 111) widmet sich Michael Kasper im letzten Unterkapitel zu den ökonomischen Tätigkeiten der Oberschichten den Ärzten, indem er die Lebensläufe einiger nicht akademisch ausgebildeter Wundärzte skizziert. Deren Teilhabe an der Elite war meist nicht durch hohes Einkommen oder Reichtum bedingt, sondern durch die Übernahme leitender Funktionen in Vereinen und staatlichen Einrichtungen.

Wenn Michael Kasper „[l]ändliche Eliten und lokale/regionale Herrschaft“ zum Gegenstand der Untersuchung macht (S. 114–157), so fokussiert er auf lokale Herrschaft durch Gemeindeangehörige und behandelt die Ausübung von Herrschaft durch externe Beamte nur am Rande. Da die Funktionen meist wenig bis gar nicht bezahlt wurden, korreliert eine sozialökonomische Vorrangstellung mit dem Zugang zu öffentlichen Ämtern im Bereich der lokalen und regionalen Selbstverwaltung und Rechtsprechung. Einmal mehr verbindet Kasper hier die Darstellung von Strukturen mit der detaillierten Beschreibung einzelner Akteur:innen. Häufig wurden die Ämter auch innerhalb der Familien *vererbt*, was schon zeitgenössisch als Dominanz einzelner *Patriziergeschlechter* kritisiert und einzudämmen versucht wurde. Kaspers genauer Blick auf die Rolle der lokalen politischen Eliten zeigt die Bruchlinien zu den staatlichen Beamten, die sich vor allem während der um 1800 immer wieder aufflammenden Aufstände und Revolten des *Gemeinen Mannes*, also der unteren sozialen Schichten, zeigte, in denen es den lokalen Eliten oft gelang, ihren Status und ihren Einfluss durch ihre Vermittlerposition zu stärken. Das wiederum führte zu einer Reorganisation der lokalen Verwaltung durch die staatlichen Zentralbehörden, um den Einfluss der lokalen politischen Eliten einzudämmen. Sehr genau analysiert Kas-

per dann die Insurrektion von 1809 und die ambivalente Haltung dazu innerhalb der lokalen Oberschicht, wobei ein Großteil eine ablehnende Haltung einnahm. Nach der Übergabe Vorarlbergs an Österreich 1814 herrschten fast anarchische Zustände, bis die österreichische Restauration die Untersuchungsregion zum Teil einer „zentral verwalteten vormärzlichen Provinz“ (S. 155) machte.

Das vierte und letzte Unterkapitel zu den ländlichen Oberschichten wirft einen Blick auf die *Lebensweisen und Lebensstile der ländlichen Elite* (S. 157–185). In den Außenwahrnehmungen in Reise- und Landesbeschreibungen, die meist durch liberale städtische Autor:innen verfasst wurden, erschienen die Region und auch die ländlichen Oberschichten oft als rückständig, in jedem Fall exotisch. Was die sicherlich interessanten Berichte eines jungen Montafoners über seine Reisen in deutsche Städte mit der Außenwahrnehmung der regionalen Oberschichten zu tun haben, bleibt freilich offen. Kasper wendet sich dann den Verwandtschaftsnetzwerken zu. In Westtirol und Vorarlberg dominierten familistische Gesellschaften. Die kleinen landwirtschaftlichen Einheiten benötigten keine Knechte und Mägde, stattdessen gab es überdurchschnittlich viele Geschwisterhaushalte. Die ländlichen Oberschichten hatten ein deutlich niedrigeres Heiratsalter als die Unterschichten, da die benötigten Ressourcen, um eine Familie zu erhalten, früher zur Verfügung standen. Die Wahl der *richtigen* Heiratspartner:innen oder Taufpat:innen galt auch als Mittel zum Erhalt bzw. Gewinn wirtschaftlicher Prosperität und sozialer Macht. Während Kasper das religiöse Leben als Gelegenheit zur Darstellung des eigenen sozialen Prestiges nur kurz streift, widmet er der Bildung „als Strategie des ‚Obenbleiben‘“ (S. 171) deutlich mehr Raum und beschreibt, wie die ländliche Oberschicht im Untersuchungszeitraum zunehmend versuchte, den eigenen Kindern eine höhere Ausbildung zukommen zu lassen. Selbst Wohnsituation und Baukultur zeigen sich als Faktoren sozialen Prestiges, mit Häusern im Zentrum oder besonderen Gunstlagen sowie aus Stein gebaut, um sich von den Holzbauten der einfachen Leute abzugrenzen. Auch in der Sachkultur zeigte sich soziale Distinktion durch Bücher, besonderen Wein oder Kleidung. Nur cursorisch erwähnt Kasper das Engagement der Oberschichten in Vereinen und Gesellschaft, um sich dann einer mit einem Fragezeichen versehenen „kulturellen Verbürgerlichung“ (S. 182) der Oberschichten zu widmen, die er in der Imitation stadtbürgerlichen Lebensstils ebenso verortet wie in künstlerischem oder heimatkundlichem Schaffen.

Ein kurzes Schlusskapitel (S. 187–188) fasst die wesentlichsten Entwicklungen der ländlichen Eliten zusammen, wobei „über alle Brüche hinweg gewisse Kontinuitäten erkennbar bleiben“ (S. 187). Dort, wo ein Bedeutungsverlust drohte, etwa durch die Professionalisierung von Verwaltung und Rechtsprechung mittels eines Beamtenapparats, kompensierten die ländlichen Eliten ihre herausragende Stellung mit der Zurschaustellung wirtschaftlicher Mittel oder ließen ihren Söhnen die nötige Ausbildung für einen sozialen Aufstieg zuteilwerden.

Michael Kasper legt eine sehr detailreiche und quellennahe Studie vor, die zwischen strukturgeschichtlichen und mikrogeschichtlichen Zugängen oszilliert. Die Verbindung von Sozialem, Ökonomischem, Politischem und Kulturellem referiert auf eine gesellschaftsgeschichtliche Methode, ohne diese explizit zu erwähnen. Besonders die mit langen Zitaten aus Originalquellen versehenen detaillierten Schilderungen von Handlungen und Einstellungen einzelner Personen, also auch das Eindringen in deren *Lebenswelten*, stellen für die weitere Forschung einen enormen

Gewinn dar. Kasper verzichtet auf eine systematisch vergleichende regionalgeschichtliche Perspektive, referiert aber gekonnt auf die Entwicklung im Alpenraum oder andere meist höher abstrahierte Untersuchungsebenen, etwa was die Einbettung der Sonderstellung des Montafons hinsichtlich Herrschaft und Gerichtsbarkeit betrifft (S. 49).

Der Begriff der Elite wird – wie allgemein die Ausführungen zu Theorie und Methode (S. 15–23) – nur kurz problematisiert; meist arbeitet Kasper mit dem Terminus *Oberschichten*, den er vor allem über eine ökonomische Vorrangstellung definiert. Sinnvoll wäre hier sicherlich eine stärkere Rezeption der (vor allem auch österreichischen) Bürgertumsforschung gewesen, die zwar meist spätere Zeiträume behandelt, sich aber auch intensiv mit Fragen von Eliten und Distinktion vor dem Hintergrund politischen und gesellschaftlichen Handelns von historischen Akteur:innen beschäftigt. In der Verwendung des Konzepts und des Begriffs des Zwischenmilieus wäre hier direkt eine Anknüpfung möglich gewesen. Diese hätte wiederum die Bürgertumsforschung noch stärker ins 18. Jahrhundert erweitert.

Man merkt dem Buch an, dass der Autor die Untersuchungsregion wie kaum jemand anderer erforscht hat, den Forschungsstand zur Region lückenlos rezipiert und seine Aussagen mit einer auf enormer Kompetenz aufgebauten Sicherheit zu treffen in der Lage ist. In manchen Fällen wäre es hilfreich gewesen, erklärende und resümierende Passagen nicht nur kurz in den Text einzubauen, sondern explizit als pointierte Zusammenfassungen zu ergänzen, um mit der Materie weniger vertrauten Leser:innen die Rezeption der zentralen Ergebnisse des Buches zu erleichtern.

Das alles sollte den Verdienst der sehr aufwändigen und detaillierten Studie, die im Übrigen sehr sorgfältig redigiert sowie klar und verständlich formuliert ist, nicht schmälern. Gerade die dichte Beschreibung der *Lebenswelten* der ländlichen Oberschichten und vieler ihrer Angehörigen stellt einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der ländlichen Oberschichten dar.

EWALD HIEBL, Salzburg

WERNER LAMPRECHT, **Tiroler Kaiserjäger. Regimentergeschichte. 102 Jahre und 292 Tage. Das Jahrhundert der Tiroler Kaiserjäger 16. Jänner 1816–4. November 1918**, Studia Verlag, Innsbruck 2024. ISBN 978-3-99105-047-6, 781 S., Abb., Kt.

Regimentsgeschichten sind ein militärhistorisches Genre mit langer Tradition. Dass jetzt, fast zeitgleich mit einem Bildband zur Geschichte, Uniformierung und Traditionspflege der Kaiserjäger (siehe Manfred Schullern-Schrattenhofen / Christian Haager / Ewald Krauss / Wilfried Beimrohr / Christian Kofler u. a., *Tiroler Kaiserjäger. Geschichte, Uniformierung und Traditionspflege von 1816 bis heute*, Wien 2023), ein umfangreiches Buch über ein seit mehr als 100 Jahren nicht mehr existierendes Regiment für ein breites Publikum publiziert wird, mag dennoch zunächst verwundern. Die meisten Regimenter der 1918 aufgelösten k. u. k. Armee sind nur noch militärhistorisch Interessierten ein Begriff. Die Tiroler Kaiserjäger gehören zu den wenigen Ausnahmen. Während die Hoch- und Deutschmeister populärkulturell vor allem mit Marschmusik und Paraden assoziiert werden, ist die

Erinnerung an die Kaiserjäger facettenreicher und geht über Militärfolklore deutlich hinaus. Wie die Aufständischen von 1809 und die Landesschützen von 1915 gehören die Kaiserjäger in der Gedenkkultur zum Bild von Wehrhaftigkeit, das seit dem 19. Jahrhundert als Teil der regionalen Identität gezeichnet worden ist und auch im Vorwort des Tiroler Landeshauptmanns zum Band von Werner Lamprecht durchscheint.

Nach dem Ersten Weltkrieg, als die Habsburgermonarchie zerfallen und das Land geteilt worden war, gründeten sich mit dem Tiroler Kaiserjägerbund und dem Alt-Kaiserjägerclub wichtige Akteure der militärischen Erinnerungskultur, die mit dem Bundesheer im Kontext der Traditionspflege und auch personell eng verbunden waren und sind. Der Alt-Kaiserjägerclub trägt seit 1930 über eine Stiftung Mitverantwortung beim Kaiserjägermuseum auf dem Bergisel, über dessen Geschichte ein Beitrag aus der Feder von Josef Ammann (S. 737–747) Auskunft gibt und aus dessen Beständen Teile der Abbildungen stammen. So ist die Darstellung der Geschichte der Kaiserjäger von Werner Lamprecht, Oberst i. R. des Bundesheeres und Mitglied des Tiroler Kaiserjägerbundes wie des Alt-Kaiserclubs, auch Zeugnis eines breiten erinnerungskulturellen Netzwerkes.

Das Werk zerfällt in zwei Hauptteile, von denen einer mit der Aufstellung des Großen Regiments Anfang 1816 einsetzt, während der andere mit der Errichtung der vier Tiroler Kaiserjägerregimenter 1895 beginnt und mit der Auflösung der k. u. k. Armee endet. Die organisatorische Umstrukturierung von 1895 macht auch den sprachlich holprigen Begriff *Regimentergeschichte* im Buchtitel verständlich. Die Entscheidung dafür, das Werk grundsätzlich chronologisch zu gliedern, bringt es zwangsläufig mit sich, dass sich beispielsweise die Informationen zur Organisationsstruktur und zur Ausrüstung der Kaiserjäger über den Text verteilt finden. Da ein Sachindex fehlt, gibt es im Grunde nur eine Möglichkeit, das Buch zu nutzen: Die Lektüre entlang der größeren oder kleineren chronologischen Abschnitte.

Ein größeres Problem dürfte dies aber für die meisten Leserinnen und Leser kaum werden, denn der Schwerpunkt der Darstellung liegt ganz überwiegend auf der Schilderung der Kriegseinsätze und dafür ist eine chronologisch geordnete Präsentation des Stoffes ohnehin am besten geeignet. Die Friedensjahre, für die eine etwas weniger der Darstellungsform der Chronik verpflichtete Textstruktur wohl doch passender gewesen wäre, spielen eine vergleichsweise unbedeutende Rolle. Schon die Grobgliederung macht dies deutlich: Die Jahre 1817 bis 1847 (S. 15–44), 1850 bis 1859 (S. 166–180), 1860 bis 1865 (S. 224–234), 1867 bis 1877 (S. 295–308), 1879 bis 1882 (S. 322–329) und 1883 bis 1914 (S. 340–401) bleiben gegenüber den Passagen über die Einsätze in Kriegen und zur Aufstandsbekämpfung 1848/49, 1859, 1866, 1878 und 1882/83 schon allein in ihrem Umfang weit zurück. Die Heeresaufbringung, rüstungspolitische Entscheidungen sowie die Veteranenorganisationen werden höchstens gestreift.

In die Schilderung der Kriegseinsätze, die das Zentrum des Buches bilden, ist eine Vielzahl an publizierten Quellen und älteren Darstellungen eingeflossen, aber auch neuere Publikationen wurden dafür herangezogen. Weil, vermutlich der besseren Lesbarkeit halber, über weite Strecken auf Belege verzichtet wird, ist das Werk grundsätzlich nicht zitierfähig. Für wissenschaftliche Arbeiten ist das Buch daher kaum verwendbar, aber dies dürfte auch nicht die zentrale Absicht gewesen sein. Als reich illustriertes Sachbuch, auf der Basis intensiven Studiums der Quellen und auch der

Literatur konzipiert, wird es vor allem für jene Leserinnen und Leser bestimmt sein, die sich in erster Linie ein detailliertes Bild der Kriegseinsätze der Tiroler Kaiserjäger in den mehr als 100 Jahren ihres Bestehens machen oder bestehendes Wissen zu diesem Thema vertiefen möchten.

GÜNTHER KRONENBITTER, Augsburg

Verflechtung und Nachbarschaft. „Italien“ und „Österreich“ in der Vormoderne, hg. von STEFAN SEITSCHKEK / PIA WALLNIG / THOMAS WALLNIG (Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchiv 64), Studienverlag, Innsbruck / Wien 2024. ISBN 978-3-7065-6426-7, 518 S., Ill.

Sammelbände zu besprechen ist mitunter eine schwierige Aufgabe, zumal allein die oftmals nicht wenigen Beiträge ebenso viele unterschiedliche Themen behandeln und diese sich darüber hinaus in ihrem Aufbau und in ihrer Methode zumeist heterogen gegenüberstehen. Damit seien hier nur einige Punkte erwähnt, denen sich ehrlicherweise wohl jeder Herausgeber und jede Herausgeberin dieses Formats stellen muss. Der Mehrwert im Gesamten erschließt sich dabei nicht immer. Dennoch bietet dieses Format auch in einem Zeitalter, in dem Einzelbeiträge leicht über Bibliotheksverzeichnisse und Plattformen auffindbar und in der Regel nach einiger Zeit auch online einsehbar sind (wie das bei den MÖSTA der Fall ist), selbstverständlich noch seine Vorteile. Gerade im vorliegenden Band liegt der Mehrwert weniger in einer übergreifenden konzisen Fragestellung, in die sich die Studien einzuordnen versuchen, als in einer bewusst breiten und fachlich vielfältigen Skizze der Forschungsfelder. Von einer Besprechung der einzelnen Beiträge wird daher hier abgesehen, denn ein Inhaltsverzeichnis ist in den erwähnten Verzeichnissen abrufbar. Zudem wird damit eine höchst verdiente Kollegin, Frau Univ.-Prof.ⁱⁿ Elisabeth Garms-Cornides, mit einem Werkverzeichnis (erstellt von Pia Wallnig) im Anhang geehrt. Sie kehrt damit indirekt auch inhaltlich an den Ausgangspunkt ihres langjährigen Schaffens zurück, erschien doch einer ihrer ersten Aufsätze in den *Mitteilungen (Marginalien des 18. Jahrhunderts zu zwei Biographien des Grafen Karl Firmian*, MÖSTA 23/1971, S. 128–146; hier fälschlich mit MÖG angegeben). Ebenso symbolisiert die gewählte Abbildung auf dem Umschlag – der Entwurf für eine Festdekoration anlässlich einer Ordensverleihung in Neapel im Jahre 1731 – sowohl das Oeuvre von Garms-Cornides als auch die in den Einzelstudien des Bandes angesprochenen Forschungsfelder der Vormoderne in diesem Raum: Fragen des höfischen Zeremoniells und der Integration adeliger Eliten sowie differenzierte sozial-administrative Aspekte und der davon nicht getrennt zu verstehenden Kunstgeschichte im Kontext einer sich während dieser Epoche konstituierenden *Monarchia Austriaca*.

Die als methodische Klammer des Bandes vorausgeschickte Verflechtungs- und Nachbarschaftsgeschichte spannt sich zeitlich vom Spanischen Erbfolgekrieg bis zu den Koalitions- bzw. Napoleonischen Kriegen und richtet ihren räumlichen Fokus auf den italischen Raum. Auf den Punkt bringt es der Generaldirektor des Österreichischen Staatsarchivs, Helmut Wohnout, in seinem Geleitwort mit dem Begriff der *Italianità* (S. 9). So unterschiedlich die hier zusammengetragenen 20 Einzel-

studien, verteilt auf drei thematische Felder (*Höfe und Persönlichkeiten* bzw. *Repräsentation*, *Administration und Reformen* bzw. *Herrschaftshandeln*, *Kunst und Architektur* als Sphäre des Kulturtransfers), auch auf einen ersten Blick sein mögen, sie alle erschließen in fundierter Weise einen vorwiegend auf bislang zumeist wenig beachteten Archivbeständen basierenden Einblick in Bedeutung und „Strahlkraft“ (Wohnout, S. 9) dieses Raumes insbesondere während des 18. Jahrhunderts. So gesehen ist es nur konsequent, dass allein neun Beiträge verschiedenen Aspekten der Regierungszeit Karls VI. gewidmet sind, von der Herrschaftspraxis bis hin zu den Einflüssen italienischer Architektur in der Residenzstadt Wien. Umgekehrt kommt Fragestellungen zu den großen Städten bzw. Herrschaftszentren wie Mailand, Venedig, Florenz, Rom und Neapel eine nicht weniger wichtige Rolle zu. Die Herausgeber:innen des Bandes wollen damit zurecht, ein Vierteljahrhundert nach Erscheinen der „letzten großen Bestandsaufnahme“ (S. 14; gemeint ist der von Brigitte Mazohl und Marco Meriggi herausgegebene Band *Österreichisches Italien – Italienisches Österreich?*), einen neuen Blick auf Forschungsfelder der frühneuzeitlichen Habsburgermonarchie werfen.

Für die Einordnung der präsentierten Studien ist der von ANDREAS GOTTMANN, BRIGITTE MAZOHL, THOMAS WALLNIG und STEFAN WEDRAC einleitende Forschungsüberblick seit 2000 besonders herauszustreichen. Abseits von Nationalgeschichte oder österreichisch-habsburgischer Gesamtstaatsgeschichte (S. 15) wird die Neuordnung Europas mit dem Wiener Kongress als klare Zäsur für die zeitliche Eingrenzung argumentiert (S. 17). Nachbarschaft und Verflechtung beziehen sich vor allem auf das Handeln, das Repräsentieren und den Alltag der involvierten Eliten. Sie sind es, die letztlich Transferprozesse ganz wesentlich initiieren und mittragen. Am Rande sei an dieser Stelle auf einen Druckfehler hingewiesen: In der Fußnote 135 auf Seite 38 wird fälschlicherweise von Rudolf (korrekt Richard) Schober gesprochen.

Insgesamt lassen – und das ganz im Positiven – die hier versammelten 25 Autorinnen mit ihren Beiträgen in deutscher, italienischer und englischer Sprache nicht nur durch eine unterschiedliche wissenschaftliche Sozialisation, sondern auch durch ihr akademisches Alter sehr differenzierte Zugänge, Fragestellungen und Forschungstraditionen gut erkennen. Damit wird dieser Sammelband dem Ziel seiner Herausgeber:innen, neue und kritische Impulse zum Verhältnis von „Italien“ und „Österreich“ mit Blick auf das 18. Jahrhundert zu liefern, vollauf gerecht. Zudem – und auch das ist eine gerne unterschätzte, jedoch in keiner Weise darum weniger wichtige akademische Tradition – steht der 64. Band der MÖSTA, und das sei nochmals betont, für eine überaus würdige Anerkennung des Lebenswerkes von Elisabeth Garms-Cornides, dargebracht durch engagierte jüngere Kolleg:innen.

KURT SCHARR, Innsbruck

EDITH HESSENBERGER, **Fotografische Zeitreise durch Tirol. Frühe Fotografie und alpinen Tourismus am Beispiel des Fotoalbums „Nordtirol und Nachbarn“ aus dem Atelier K. F. Würthle (1872–86)** (Öztaler Museen Schriften 6), Studienverlag, Innsbruck 2022. ISBN 978-3-7065-6201-0, 188 S., zahlr. Farbbabb.

HANNES OBERMAIR, **Blicke von aussen – Blicke von innen. Pater Ambros Trafojer (1891–1974) fotografiert im und ums Kloster Muri-Gries in Bozen** (Murensia 12), Chronos, Zürich 2024. ISBN 978-3-0340-1763-3, 142 S., 39 s/w- und Farbbabb.

Die Edition eines (wirklich) alten Fotoalbums ist immer eine spannende Sache. Dies zeigt auch das Beispiel des Würthle-Werks, verlegt von Edith Hessenberger in den Öztaler Museen Schriften im *Studienverlag*, das weit mehr bietet als nur eine „Zeitreise durch Tirol“, kommt man doch auch durch Südbayern und Salzburg, ja bis nach Oberösterreich.

Es gibt mehrere einführende Kurztexzte, die einen informativen Einstieg bzw. Überblick ermöglichen: von den Anfängen der Hochgebirgsfotografie, der unmittelbaren Beziehung von Tourismus und dem neuen Medium Fotografie, der sehr spannenden Geschichte von Würthles fotografischem Betrieb, fast müsste man sagen, *Imperium*, den Charakteristika Würthles mit künstlerischer Begabung (Stahlstecher), Offenheit für Neues und ausgeprägter kommerzieller Orientierung bis hin zum tragischen Schicksal des bekannten Fotografen Gustav Jägermayer, der sich finanziell verkalkulierte und daher als anonymes Lichtbildner bei Würthle verdingen musste.

Bei den ausgewählt genannten Hochgebirgsfotografie-Pionier:innen hätte man noch *große* Namen wie Vittorio Sella oder Elizabeth Main aufnehmen können; im vielleicht aus Platzgründen nur einseitigen Literaturverzeichnis fehlen doch zumindest die Ötztal-/Tirol-spezifischen Willi Pechtl-Publikationen *Abbilder des Erhabenen. Photographische Annäherungen an die Ötztaler Alpen* (2005) und gemeinsam mit Alfred Tamerl *Belichtet. Von zwei frühen Tiroler Photographen Ignaz Falch (1853–1906) Wilhelm Nigg (1869–1921)* (1989). Auch den 1867 unter anderem durch das Ötztal reisenden und fotografierenden Franzosen Ernest Eleonor Pierre Lamy hätte man als Referenz oder Vorgänger (?) von Würthle berücksichtigen können (siehe den Beitrag von Alexander Guano in *Fotogeschichte*, Heft 141, 2016 sowie schon Pechtl *Abbilder*); zumindest ist Lamy mit einer kleinen Abbildung vertreten (S. 14 oben). Die im Verzeichnis genannte Maren Grüning heißt Gröning (das ist am Anfang in den Fußnoten falsch, dann wieder richtig geschrieben); auf S. 20 steht 1961, obwohl es 1861 lauten müsste; dies ist in der Kontrolle leider *durchgerutscht*. Auch dass die ganzseitigen Abbildungen aus dem Museum für Kunst und Gewerbe/Hamburg auf S. 12 und S. 28 im Druck unscharf geworden sind, ist schade.

Den Großteil der 188 Druckseiten bildet das Seite für Seite im Sepia-Ton abgedruckte, beeindruckende Fotoalbum. Ob die leichte Braunfärbung dem Original entstammt, bleibt offen. Die ausgewählte Papiergrammatur ist leider etwas zu gering ausgefallen, was aber der Top-Druckqualität keinen Abbruch tut.

Das Buch ist eine schöne und wichtige Grundlage für weitere Forschungen. Erst gezielte Sujet-Vergleiche von verschiedenen Fotografen und auch späteren Zeiten könnten klären, ob Würthles Fotografien wirklich „in ihrer Bildkomposition die touristische Bildsprache und das Marketing bis heute“ prägen (S. 9). Die Hintergründe

der Entstehung des Albums sind noch offen (S. 34), ebenso die Frage nach der Wirkung, des Einflusses des „Imagealbums“ (S. 40), von dem es offenbar keine andere vergleichbare Ausgabe gibt und das mit 9 kg und dem Großformat 48 x 35 x 8 cm damals wohl nicht oft über den Ladentisch gegangen ist. Die Bedeutung der Bahn-Mobilität und fotografischen Bahn-Ästhetik wird zu Recht gewürdigt, die Dimensionen für die Ortsbildchronik wären noch zu erheben.

Der Titel des Buches von HANNES OBERMAIR ließe vermuten, dass es sich um eine mikrohistorische Studie handelt – mitnichten. Gekonnt erfolgt die Annäherung an Benediktinerpater und Fotograf Ambros Trafojer vom Kloster Muri-Gries in Bozen auf mehreren Ebenen, die sich auch in der Gliederung der Studie widerspiegelt: Zunächst werden als Einstieg ganze zwei Ablichtungen des Bozner Siegesdenkmals *durchexerziert* und als behutsame Wahrnehmung der Gewalterfahrung des Faschismus *gelesen*, ehe es um die Vita des Protagonisten anhand eines nüchternselbstverfassten Lebenslaufes geht. Von der eisern durchstrukturierten (Arbeits)Situation im Kloster als „Referenzsystem einer totalen Institution“ (S. 95) kommt man zur Ordnung und Ordnungsübersicht des Bestands, ehe am Ende *eine kleine Galerie* ein wenig mehr Einblicke in geschätztermaßen an die 20.000 Dias, 112 Fotoalben und rund 4.000 selbst angefertigte Abzüge Trafojers bietet. Obermair hat insgesamt ganze 39 s/w- und Farb-Aufnahmen präzise ausgewählt und analysiert; vereinzelt wirkt das textlich überinterpretiert, doch nimmt sich der Autor mehrfach zurück mit dem Hinweis, dass man doch auf Vermutungen und Mutmaßungen zu Trafojers Antrieb („zufällig oder gewollt“, S. 18) fußen müsse, was zum „Brillanten“ der „Mehrdeutigkeit“ (S. 22) führe. Dass es aufgrund einer Sehschwäche des Paters manchmal etwas unscharfe Ergebnisse gegeben hat – bei den so vielen Ablichtungen von Abtei und Konvent bzw. Menschen, Orten, Kapellen und Kirchen der näheren Umgebung –, tut keinen Abbruch.

Aufschlussreich ist die Entwicklung Trafojers von einem ursprünglich schriftlich arbeitenden Chronisten als privaten intensiven Tagebuchschreiber 1914 bis 1923 – mit seitenlangem Abdruck der Einträge vom November 1918 – hin zum fleißigen „begnadeten Autodidakten und Bastler“ (S. 101), der ab 1927 fast 50 Jahre lang in der Fotografie und der Herstellung visueller Dokumentation aufgeht – mit eigener Dunkelkammer. All dies ist bis zum plötzlichen Tod Trafojers 1974 im Alter von 83 Jahren konsequent methodologisch eingebettet und zeithistorisch kontextualisiert; man betrachte nur die 18-seitige Literaturliste. Das dünne Buch ermöglicht auf diese Weise einerseits, dem Pater fast tagtäglich *auf den Fersen* zu bleiben, andererseits offeriert es interpretatorische Angebote und Ansätze aufgrund des Fehlens von genaueren Notizen zu den einzelnen Aufnahmen. So kommt man dem bescheidenen, unprätentiösen Pater auf die Spur und beginnt zu verstehen, wie man (wohl) konfliktfrei Mönch und Fotograf zugleich sein konnte.

Was war also nun warum und wie möglich für einen Klosterbruder in und außerhalb der Mauern mit seiner Tätigkeit der Lichtbildkunst, die weit mehr war als nur bloßes Hobby, sondern eher obsessive Bewältigung des Alltags, ja des Lebens? Was war das Ergebnis dieser Innen-Außen-Spannung? Zum Beispiel die Schaffung eines eigenen Fotoalbums zum Kriegsende 1945, was in Kap. 2 nachgelesen werden kann, mit etwa vom Dach des Konvents *geschossenen* Aufnahmen. Am Ende erfahren wir sogar, dass nach manchen Fotografien eine starke Nachfrage herrschte – Trafojer führte genau Buch, an wen und zu welchem Preis welche seiner Papierabzüge verkauft

wurden. Der Autor hat den Nachlass im Stiftsarchiv penibel ausgewertet. In dieser großen eindrucksvollen Fotosammlung – die laut Obermair am schnellsten über die Fotoalben zugänglich ist und die sein Buch zu Recht und gelungen würdigt – ist mit Sicherheit noch Einiges zu entdecken; besonders zu den Menschen und Gebäuden in Gries sowie in Bozen und Umgebung.

MARTIN KOFLER, Lienz

Die Kurstadt als urbanes Phänomen. Konsum, Idylle und Moderne, hg. von ANDREA PÜHRINGER / MARTIN SCHEUTZ (Städteforschung A 104), Böhlau Verlag, Wien / Köln 2023. ISBN 978-3-412-52588-0, 509 S., 84 Abb.

Kurstädte wurden in der historischen Stadtforschung lange nur am Rande behandelt und werden auch aktuell vorwiegend mit Fokus auf Aspekte der Kunst- und Medizingeschichte, sowie in Bezug auf das elitäre Kurpublikum bearbeitet. Vergleiche und eine Erweiterung der Perspektive fehlten bislang. Der Sammelband *Die Kurstadt als urbanes Phänomen. Konsum, Idylle und Moderne*, herausgegeben von Andrea Pühringer und Martin Scheutz, greift diese Forschungslücke auf. Er dokumentiert die Ergebnisse einer 2021 online stattgefundenen interdisziplinären Tagung und untersucht Kurorte als spezifische urbane Räume mit dem Ziel, die Breite des Themengebiets in seiner Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit aufzuzeigen.

Dazu skizziert eingangs MARTIN SCHEUTZ verschiedene Zugänge der aktuellen Kurortforschung. Weiters diskutiert er die Schwierigkeit der Periodisierung der Geschichte von Kurorten, zeigt verschiedene Akteur:innengruppen auf und legt die theoretische Grundlage zum Verständnis von Kurstädten als Heterotopien, das heißt als Orte abseits von Gewohntem, die dieses spiegeln, hinterfragen oder durchbrechen. ANDREA PÜHRINGER widmet sich ergänzend der näheren Untersuchung der Forschungslücke im Bereich der Stadtgeschichtsforschung. Das „Schattendasein“ (S. 63) der Kurstädte sieht sie in deren vager Definition sowie der Kategorisierung als „Sonderform“ bzw. „Minderstadt“ (S. 69) begründet. Für die Herausgeberin gilt es folglich, das „urbane Phänomen ‚Kurstadt/-ort‘ systematisch greifbar zu machen“ (S. 97). In Anbetracht dessen ist zu bedauern, dass die weiteren Beiträge trotz ihrer bedachten Reihung nicht explizit in thematische Blöcke gegliedert sind, oder in einem abschließenden Kapitel auf ihre gemeinsamen Befunde hin systematisiert werden, sondern für sich stehen bleiben. Thematisch wäre eine Clusterung der Beiträge durchaus möglich, beispielsweise in die Bereiche *Politik und Gesellschaft, Kultur und Medien, Natur, Freizeit und Lebensstil* sowie *Innovation* – auch wenn diese nicht trennscharf wären. ALEXANDER JENDORFF gibt in seinem Beitrag szenische Einblicke in die Rolle der Diplomatie und Politik in Kurstädten. Anhand des Badener Fürstenkongresses 1860 und der Emser Depesche 1870 zeigt er Akteur:innen der sogenannten *diplomatie thermale* auf. Hierbei hob der Autor das private Umfeld eines Kuraufenthalts hervor, welches die Möglichkeit zu Gesprächen und Handlungsweisen abseits offizieller Prozedere anbot.

Daran schließt RAINER HERING mit einem Artikel über unterschiedliche Konfessionen in deutschen Kurstädten im 19. und 20. Jahrhundert an. Der Autor beobach-

tet den Ausbau von konfessionellen Angeboten durch die Einbettung der Seelsorge in den Kuraufenthalt bei sich gleichzeitig diversifizierendem Kurpublikum wie osteuropäischen jüdischen und orthodoxen Bevölkerungsgruppen.

Die literarische Darstellung von Kurorten steht in WYNFRID KRIEGLEDERS Beitrag im Fokus. Der These folgend, dass fiktionale Literatur eine Reaktion auf gesellschaftliche Entwicklungen sei, werden die darin enthaltenen Kurortbeschreibungen als Reflexion zeitgenössischer Kurstädte gesehen. Interessant ist dabei die Analyse der Kurstadt als Heterotopie, im Sinne eines „Katalysator[s]“ (S. 158) zum Stiften zwischenmenschlicher Interaktion. Kriegleder verortet auch den parallel stattfindenden Bedeutungsverlust der Kurstadt im 20. Jahrhundert und das Verschwinden ihrer Präsenz in der Literatur.

STEFAN HULFELD bietet Einblicke in die Kurtheatersaison am Beispiel der Städte Ischl und Pyrmont. Der Theaterwissenschaftler sieht das Kurtheater dabei als Sonderfall städtischer Theaterkultur, welche von Einschränkungen durch spezifisches Publikum, personelle Engpässe und dem „balneologischen Imperativ“ geprägt war. Zwar unterscheiden sich die Spielpläne der herangezogenen Fallbeispiele stark, dennoch finden sich auch Gemeinsamkeiten wie ein abwechslungsreiches Programm zur leichten Unterhaltung. Darin vermutet Hulfeld eine Strategie zum Füllen der meist großen Kurtheatersäle. Weiters deutet er – wie auch Kriegleder – die Kurgesellschaft bzw. das Kurtheater als Heterotopie: ein Ort mit temporärer, idealisierter Vergemeinschaftung.

Die Bedeutung von Musik für die Entwicklung von Kurstädten zeigt THOMAS AIGNER auf. Als Paradebeispiel dient die Entwicklung der westenglischen Kurstadt Bath, an welcher der Autor im Laufe des 18. Jahrhunderts das Anwachsen eines kleinen musikalischen Ensembles hin zu einem prestigebesetzten Orchester nachzeichnen kann. Ab dem 19. Jahrhundert sind ähnliche Entwicklungen auch in Kontinentaleuropa zu beobachten.

Ein schönes Querschnittskapitel stellt MICHAEL PROKOSCHS ausführlicher Beitrag zu Werbungen in der *Oesterreichischen Badezeitung* dar. Die Analyse der Quellengattung Zeitung bzw. Zeitschrift zeigt sich äußerst produktiv, nicht nur zum Aufzeigen des Wandels der Inserate selbst in Bezug auf Informationsgehalt, Design und Größe, sondern auch in Bezug auf ihren Inhalt. Die Werbung reicht von Kurorten, Hotels und Badeanlagen, über Ärzte und diverse Produkte wie Badesalze und Mineralwässer bis hin zu literarischen Angeboten, Ausstellungen und Kulinarik. So ergeben sich Verbindungen zu vielen anderen Beitragsthemen wie Musik, Theater, Sport, Natur und Technik.

Die Kurstadt als Kunstmarkt wird von HOLGER TH. GRÄF zum Thema gemacht. Er erachtet seinen Artikel als „erste Sondierung“ in einem Gebiet, das als „Neuland“ bzw. „nur dürrig vermessenenes Terrain“ bezeichnet werden kann (S. 265). Als Voraussetzung der Anschauung von Kunst als Konsumgut nennt Gräf die Entwicklung des Kunsthandels im 19. Jahrhundert, die er am Beispiel Bad Homburgs mithilfe von Kur- und Fremdenlisten rekonstruiert. Seine erste Erkenntnis: die Dichte des kunstaffinen, kaufkräftigen und internationalen Publikums in der Kurstadt scheint mit dem einer Metropole vergleichbar zu sein.

EVELYN RESO widmet sich der Fotografie und ihrer Rezeption im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Der Artikel reicht in seiner Bandbreite von der Etablierung der Kurstädte als Wirtschaftsstandort für Zweit- bzw. Saisonateliers für Foto-

graf:innen, über Fotosouvenirs und den Einsatz von Fotografie in der Kurwerbung bis hin zur Amateurfotografie. Spannend ist dabei vor allem der Angebotswandel der Fotograf:innen. Ihre Aktivitäten verlagerten sich räumlich vom Studio ins Freie und erweiterten sich um Zusatzleistungen wie das Entwickeln und Kopieren von Bildern ebenso wie um Fotografietermine.

CHRISTINA VANJA zeigt am Beispiel von Bad Ems die enge Verbindung von Naturlandschaft und Bewegung in Kurstädten auf. Vom Brunnen im Zentrum ausgehend folgte die schrittweise Erweiterung von Wegenetzen und Baumalleen, die zum Spazieren einluden. Gleichsam war die langsame Bewegung ein wichtiger Bestandteil der Kur, wodurch die Kurpromenade und dahinter liegende Gärten, Blumenbeete und Ruheplätze zur wichtigen Naturlandschaft avancierten, dies gleichzeitig aber auch die Exklusion von als störend wahrgenommenen Elementen und Personengruppen zur Folge hatte.

MATTHIAS MARSCHIK führt die Beziehung zwischen Kur und Sport aus, indem er die „Versportlichung“ der Kurstädte Baden bei Wien und Semmering gegenüberstellt. Sport tritt dabei als medizinisch verordnete Bewegungstherapie, als geselliges Freizeitvergnügen sowie als spitzensportliches Unterhaltungsereignis auf. Auf Basis der vergleichenden Perspektive formuliert der Autor allgemeine Thesen unter anderem in Bezug auf Trendsportarten, zeitliche und räumliche Aspekte des Sports sowie Differenzkriterien wie Gender und Klasse.

Das Spannungsverhältnis von technischer Innovation und ästhetischem Anspruch im Bereich des kurstädtischen Bauwesens des 19. und 20. Jahrhunderts diskutiert ANDREAS TACKE. Zwar ermöglichten neue Materialien wie Gusseisen, Stahl und Beton neue Bauformen wie Hochhäuser, Hallenbauten und drehbare Orchestermuscheln – deren technischer Charakter galt jedoch als störend. Deshalb wurden beispielsweise Schornsteine in historisierende „Stilhülsen“ wie Minarette oder Bergfriede verkleidet. Weiters sorgte auch die repräsentative Fotografie dafür, dass Perspektiven eingenommen wurden, die betreffende Bauwerke verschwinden ließen.

Den Abschluss bildet MICHAEL HASCHERS kritischer Beitrag mit Blick auf die Technikgeschichte. Dabei stellt der Autor die Frage, inwiefern Kurstädte mögliche *Hotspots* technischer Entwicklung sind – insbesondere im Hinblick auf Verkehr, Infrastruktur und bauliche Ausstattung. Dazu wurden Baedeker-Reiseführer aus dem Zeitraum 1855–1914 analysiert mit dem Ergebnis, dass in Kurstädten moderne Technik zwar zum Einsatz kam, jedoch nicht zwingend zu Innovation führte.

Abschließend kann der Sammelband zugleich als gelungene Einstiegslektüre in das weitreichende Forschungsgebiet *Kurstadt* sowie als spannende Detaillektüre in diversen Themenfeldern betrachtet werden. Die disziplinäre Vielschichtigkeit spiegelt sich in der Zahl von Zugängen und Vielfalt an Quellen. Geografisch beschränken sich die Beiträge fast ausschließlich auf den deutschsprachigen Raum, wobei dies meines Erachtens keine Limitation, sondern eine notwendige Eingrenzung darstellt. Was fehlt ist ein abschließendes Kapitel mit dem Versuch einer Systematisierung der Ergebnisse bzw. einer Verflechtung überlappender Erkenntnisse. Insgesamt legt die Publikation den Grundstein für weiterführende Forschung, indem zahlreiche Desiderate, Fragestellungen, Perspektiven und Ansätze aufgezeigt werden, sodass Lesende zur Neugier und weiterer aktiver Auseinandersetzung motiviert werden.

SANDRA HUPFAUF, **Der ‚Tiroler Abend‘, Nationalkonzert, Volkstumsarbeit, Touristenattraktion** (Veröffentlichungen des Tiroler Landesarchivs 25), Eigenverlag Tiroler Landesarchiv, Innsbruck 2024. ISBN 978-3-901464-28-7, 191 S., zahlr. Abb.

Viele meinen, eine klare Vorstellung von einem *Tiroler Abend*, einem *Steirer Abend*, einem *Salzburger Abend* als klassisches *Traditionsangebot* zu haben. Im Austausch wird allerdings oft rasch deutlich, dass diese Vorstellungen durchwegs sehr individuell sind, vor allem was die Gestaltung und die Authentizität dieser Abende betrifft. Wenige wissen um den historischen Kontext des heute gerne als Brauchtum deklarierten Unterhaltungsformates. Sandra Hupfau zeigt in ihrer Auseinandersetzung mit dem Bühnenformat *Tiroler Abend* klar auf, dass dieser erst rückwirkend zum Brauchtum gemacht wurde. Hervorgegangen aus dem Bereich der professionellen volksmusikalischen Unterhaltung, reichen die Wurzeln des Tiroler Abends ins 19. Jahrhundert zurück. Internationale Erfolge von Tiroler Sänger:innengruppen und der aufkommende Fremdenverkehr machten Volksmusik erstmals zur touristischen Attraktion. Spätestens Mitte des Jahrhunderts engagierten heimische Gastronom:innen professionelle Sänger:innengruppen für Konzerte. Die Berufssänger und -sängerinnen wurden nun vermehrt als *Nationalsänger* bezeichnet, die *Nationalsängerkonzerte* zum Besten gaben. Nationalsänger wie Ludwig Rainer oder Hans Gänsluckner stiegen außerdem selbst in das Gastronomie- und Hotelgewerbe ein, wo sie im eigenen Betrieb professionelle Volksmusik institutionalisierten. Das Bühnenprogramm umfasste Volkslieder, Jodler, Instrumentalstücke und einfache Paartanzeinlagen.

Durch die sehr erfolgreichen Auftritte von Tiroler Sänger:innengruppen bei den Weltausstellungen wurde schließlich im Zuge der Landesausstellung 1893 den Touristiker:innen das Werbepotenzial des *jodelnden lustigen Tirolers* bewusst. In den Trachtenerhaltungsvereinen formierten sich um 1900 vermehrt eigene Schuhplattlergruppen, die mit ihren Auftritten in Konkurrenz zu den Nationalsängerkonzerten traten. Die tourenden Nationalsängergruppen wiederum integrierten nun nicht nur den Schuhplattler in ihre Programme, sondern auch das neu aufkommende Nummernvariété beeinflusste die Darbietungen. Hupfau hält fest, dass der Austausch zwischen den Schuhplattlervereinen, den Innsbrucker Bauerntheatern sowie die Auführungen der Nationalsängergruppen entscheidend für die Entwicklung des fixen Konzertformats zu einem „vielseitigen, interaktiven und rasanten musikalischen Unterhaltungstheater“ (S. 158) waren, das nunmehr *Tiroler Abend* genannt wird. Schuhplattler und kleine Sketche wurden neben der Interaktion mit dem Publikum zu einem wesentlichen Programmpunkt.

Tiroler Abende waren immer nicht nur touristische Unterhaltung, sondern stets auch ein Politikum. In der Zwischenkriegszeit war das Format nützliche Bühne, um Südtirol- und bzw. oder großdeutsche Anschlusspropaganda im volksmusikalischen Unterhaltungsrahmen zu transportieren. Besonders die Volkstumspolitik der 1930er-Jahre gebrauchte Tiroler Abende als Propagandainstrument, „das bewusst die Grenzen zwischen volkskultureller, touristischer Unterhaltung und Identitätsarbeit verschwimmen ließ“ (S. 158), wie Hupfau konstatiert. Dieser Propaganda-Tiroler-Abend und der Unterhaltungs-Tiroler-Abend verbanden sich in der NS-Zeit zum *Volkstums-Abend aller Deutschen*, der vor allem im Rahmen der Kraft-durch-Freude-Reisen aus Einheimischen und Gästen Kameradinnen und Kameraden machen sollte. In den Aufgabenbereich der KdF während des Krieges fiel auch die sogenannte kultu-

relle Truppenbetreuung. Neben der Unterhaltung von stationierten Soldaten im Gau Tirol-Vorarlberg veranstaltete die NS-Organisation Reisen zu heimischen Truppen an den Fronten. Unter anderem beauftragte Gauleiter Hofer KdF, aus der organisationseigenen Gaubühne Tirol-Vorarlberg eine *Tiroler Künstlergruppe* zusammenzustellen, die an der Westfront Stationierten einen *Gruß aus der Heimat* überbringen sollte. Die Gruppe trat rund 60-mal vor Soldaten auf. KdF engagierte zusätzlich Tiroler Sänger:innengruppen wie Mayr-Blaas für Tournéen zur Truppenbetreuung. Bereits Frank Vossler (Propaganda in die eigene Truppe, Paderborn, Schöningh 2005) hielt im Zusammenhang mit der Truppenbetreuung in der Wehrmacht die Wichtigkeit des Humors fest. Hupfauf stellt heraus, dass im Format der Kriegs-Tiroler-Abende Humor zum primären Gestaltungselement lancierte. „Flotte Volksmusik, lächelnde Jodlerinnen, schmalzender Harmoniegesang, schneidige Schuhplattlereinlagen und harmlose Späße aus dem Bauerntheater-Repertoire machten Hoffnung auf eine Welt ‚wie früher‘“ (S. 82). In der unmittelbaren Nachkriegszeit war Humor ebenso willkommen, und in die weiterhin gefragten *Tiroler Abende* wurden Publikumstänze und neue Schlagermusiken integriert.

Die bunten Abende waren nun in erster Linie gesellige Feierveranstaltungen mit Volkskulturbeilage. Immer öfter wurden Brauchtumsvereine zu den primären Veranstaltern, die die Darbietungen zur vermeintlichen *Brauchtumspräsentation* nutzten. In dieser Entwicklungsphase ortet die Autorin das Kippen des Tiroler Abends Richtung „Volkskultur-Klamauk“. Spätestens Mitte der 1960er-Jahre wird das Spiel vor Publikum zum Spiel mit Publikum. Der Landestrachtenverband unternahm 1968 gemeinsam mit dem Land Tirol den Versuch, sich das Format erneut als Instrument der Identitätsarbeit sowie der Repräsentation anzueignen. Eine Konzession für Tiroler Abende wurde im Veranstaltungsgesetz (LGBL. für Tirol 48/1968) verankert, womit die Darbietungen explizit als Brauchtumspräsentation definiert wurden. Hupfauf zieht als gültiges Fazit, dass das Konzept Tiroler Abend letztlich nie hinterfragt wurde, vor allem weil man sich nicht eingestehen konnte, dass allen voran gezielte Geschäftemacherei und schlechter Geschmack für den Verfall ausschlaggebend waren.

Zu Beginn des Buches wird der Anspruch zur Rekonstruktion und Analyse des Phänomens *Tiroler Abend* in den Fokus gestellt. Letztlich ist es über weite Strecken mehr ersteres, und Hupfauf erlaubt sich erst in den späteren Kapiteln, zu durchleuchten und einen argumentativen Gedankengang auszubauen. Etwas mehr *wissenschaftliche Abstraktion* hätte dem angestrebten allgemeinen Erkenntnisgewinn keinen Abbruch getan; im Gegenteil. Umgekehrt wird dadurch die Notwendigkeit einer ersten Rekonstruktion des Tiroler Abends überhaupt offenkundig. Und Hupfauf ist mit ihrem Buch eine wesentliche Grundlage für die (weiterführende) Auseinandersetzung gelungen, die nicht nur gut lesbar ist, sondern vielfache Anknüpfungspunkte für eine breite Leser:innenschaft bietet.

BARBARA HUBER, Salzburg

„Kanalisation ist eine ganz nette Sache ...“. Aspekte der Infrastruktur in der Innsbrucker Altstadt, hg. von MATTHIAS EGGER / LUKAS MORSCHER (Veröffentlichungen des Innsbrucker Stadtarchivs 76), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2023. ISBN 978-3-7030-6592-7, 220 S., Abb.

Der Sammelband stellt den Versuch dar, sich an eine Infrastrukturgeschichte von Innsbruck aus zwei Perspektiven anzunähern: zum einen über historische Quellen und Methoden, zum anderen über stadtarchäologische Befunde. Dieser zweifache Zugang wird im Band auch mit zwei ziemlich genau gleich langen Hälften umgesetzt. Anlass für das Publikationsprojekt war die Erneuerung der Leitungssysteme in der Innsbrucker Altstadt während der Jahre 2020/21, die von einer umfangreichen archäologischen Dokumentation und Befundung begleitet wurde. In ihrer Einleitung bezeichnen beide Herausgeber den Band als „Annäherungen an die Innsbrucker Infrastrukturgeschichte“, die „(noch) nicht geschrieben“ sei (S. 10). Interessanterweise erfolgt dabei (wie auch in den anderen Beiträgen) keine explizite Bezugnahme auf die (städtische) Umweltgeschichte, die Ähnliches untersucht und gerade in den letzten Jahrzehnten erheblich an Bedeutung gewonnen hat – vor allem gegenüber der Infrastrukturgeschichte.

Im ersten, geschichtswissenschaftlichen Teil werden einzelne umweltbezogene Infrastrukturen betrachtet, zumeist für die Wachstumsphase von Innsbruck zwischen den 1820er Jahren und dem beginnenden 20. Jahrhundert. Zuerst geht es um Aspekte der Säuberung und Beleuchtung des Stadtraumes im 19. Jahrhundert: Veränderungen manifestierten sich in einer Ausweitung der Straßenpflasterung und der Einführung einer städtisch organisierten Abfallsammlung, auch die rudimentär vorhandene Stadtbeleuchtung (in Form von einzelnen, in privater Verantwortung betriebenen Lampen) wurde erweitert und zu einer öffentlich-städtischen Infrastruktur (zuerst Öllampen, dann Gasbeleuchtung und schließlich elektrische Straßenbeleuchtung). Danach wird die Versorgung des Innsbrucker Stadtkerns mit Trink- und Brauchwasser thematisiert: Bis ins 19. Jahrhundert bestanden – wie in anderen Städten – Grundwasserbrunnen, auch wurde Wasser über *Ritschen* von der Sill in die Stadt geführt, dazu kamen Wasserleitungen, die meist private Infrastrukturen bildeten, aber auch öffentlich zugängliche Laufbrunnen speisten. Diese Versorgungslösungen waren von „großer Kontinuität“ geprägt (S. 41), Diskussionen um Änderungen ergaben sich mit dem Wachstum der Stadt und der wiederholten Bedrohung durch die Cholera ab der Mitte des 19. Jahrhunderts. Der Bau eines zentralen, städtisch finanzierten Wasserversorgungssystems begann aber erst 1889 (Fertigstellung 1891) – dies war im regionalen und überregionalen Vergleich relativ spät.

Ein weiterer Beitrag widmet sich der omnipräsenten Feuergefahr in der Stadt – auch hier lässt sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts ein Übergang von privater zu öffentlich-städtischer Zuständigkeit erkennen. Schon in der Frühen Neuzeit versuchten Feuerordnungen das Brandrisiko zu minimieren und die Brandbekämpfung zu organisieren. Dies blieb aber begrenzt effektiv, da erst ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert leistungsfähigere Wasserinfrastrukturen (Hochdruckleitungen mit Hydranten) und Löschmittel (Schläuche und dampfbetriebene Wasserpumpen) zur Verfügung standen.

Die beiden letzten Beiträge des historischen Teils thematisieren den Umgang mit städtischen Abwässern. In der Frühen Neuzeit gab es ein prinzipielles Misstrauen

gegenüber Unsauberkeit und Gestank, dennoch blieb das Entsorgen von Abwässern und Fäkalien weitgehend ungeregt und – wie bei der Wasserversorgung – privat organisiert. Flüssiges (meist Abwasser oder Über- und Regenwasser) wurde über ein „historisch gewachsen[es] und nicht systematisch konstruiert[es]“ (S. 79) System kleiner Kanäle und zugedeckter Rinnen (*Ritschen*) in den Inn und die Sill geleitet, dazu sammelte man Fäkalien in Senkgruben, die von Dienstleistern (mehr oder weniger) regelmäßig entleert wurden. Diese Praktiken blieben bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts weitgehend unverändert, erst in den 1880er-Jahren untersagte die Stadt das eigenorganisierte Entleeren der Senkgruben und ersetzte es durch ein eigenes (kostenpflichtiges) Entleerungssystem. Mit dem neuen zentralen Wasserversorgungssystem und der Verbreitung von WCs (und wohl ebenso dem Vorbild anderer Städte in der Habsburgermonarchie folgend) wurde auch in Innsbruck zunehmend die Notwendigkeit eines leistungsfähigen Schwemmkanalisationssystems gesehen, das schließlich 1908 fertiggestellt wurde. Der Zugang zu dieser neuen Infrastruktur blieb begrenzt, Stadtteile außerhalb des Stadtkerns schloss man nur langsam an; wie zuvor diente der Inn als Entsorger, geklärt wurden die eingeleiteten Abwässer erst ab 1969. Auch relativ spät, zu Beginn des 20. Jahrhunderts, kam es zur Errichtung von öffentlichen Toiletten in Innsbruck. Diese verschwanden im Verlauf des Jahrhunderts zunehmend aus dem Stadtraum, werden jedoch aufgrund des stark angestiegenen Tourismus gegenwärtig erneut als Desiderat gesehen.

Der zweite, stadtplanerisch-archäologische Teil beginnt mit Befunden zur Materialität der ab den 1890er-Jahren verlegten, gusseisernen Wasserleitungen und des „Bodenbelag[es ...] im Wandel der Zeit“ (S. 128). Dazu kommen in weiteren Beiträgen Erläuterungen der Planungsprozesse und Gestaltungsentscheidungen im Rahmen der Infrastrukturerneuerung 2020/21, ein allgemeines Nachdenken über konservatorische Entscheidungen und konkretere Überlegungen zu einzelnen „verschwundenen Bauwerken“ (S. 163–181) und einzelnen Grabungsobjekten resp. -orten wie den *Ritschen* (S. 187–194) oder dem Friedhof am Domplatz (S. 195–212).

Der Sammelband liefert interessante Fallstudien, die größtenteils auf nicht publiziertem Material beruhen, auf wichtige lokale Vorarbeiten (z. B. von Hye und Dietrich-Daum) verweisen und weitgehend ohne www-Belege auskommen. Grundsätzlich ist der Versuch, geschichtswissenschaftliche Befunde mit Überlegungen aus Stadtarchäologie und Denkmalschutz zu verbinden, interessant – spannend (und vielleicht erkenntnisreicher) wäre eine Vernetzung der unterschiedlichen Zugänge statt einer Trennung gewesen: Ein archäologischer Beitrag hält beispielsweise fest, dass schon im Jahr 1440 angeordnet wurde, kein „unsauber ding“ in die städtischen *Ritschen* einzuleiten (S. 194), während anderswo im Vergleich zu einer angeblich sauberen Antike pauschal hygienische „Rückschritte im Mittelalter“ konstatiert werden (S. 98).

Manches erscheint nicht ganz fertig gedacht, der Aspekt der versteckten Infrastruktur/Netzwerke wird nur implizit angesprochen, rezente Konzepte wie Environmental Justice (u. a. ein in sozialer Hinsicht ungleicher Zugang zu Infrastrukturen), Metabolismus oder Hinterland finden keine Anwendung, und auch ältere Überlegungen zu Stadtmodernisierung, Public Health und Munizipalsozialismus bleiben ausgespart. Der Band hätte von einem Blick in neuere Forschungen zum Themenkomplex Stadt und Umwelt und umweltbezogene Infrastrukturen profitieren können, was vielleicht dazu hätte beitragen können, pauschale Annahmen aus der älteren Literatur und punktuelle Befunde aus Quellen kritischer zu betrachten und Anekdo-

tisches zu vermeiden: Kann ein Zeitungsausschnitt aus den 1850er-Jahren, der sich über aus dem Fenster geworfenen Kehrriecht beklagt, als „bezeichnend für die vielfach ‚wilde‘ Müllentsorgung im alten Innsbruck“ (S. 8) gesehen werden? Wurden „volle Nachttöpfe“ prinzipiell „aus dem Fenster gekippt“, fand in der mittelalterlichen Stadt der Toilettengang „in der Regel unter freiem Himmel statt“ (S. 98), wurden Tote „manchmal von streunenden Hunden wieder ausgebuddelt“ (S. 195) – oder waren das keine omnipräsenten Praktiken? Was kann man sich unter dem vielfach angesprochenen „Müll“ oder „Hausmüll“ vorstellen (vgl. S. 18, 71 und 76–77)? Das weitgehende Negieren von Befunden außerhalb von Innsbruck führt auch dazu, dass man schwer einschätzen kann, inwiefern sich Innsbrucks Infrastrukturen (und die damit verbundenen Praktiken) von denen anderer Städte – Großstädte, aber v. a. auch Mittelstädte – unterscheiden haben. Oder überwogen die Gemeinsamkeiten? Somit hinterlässt der Sammelband einen ambivalenten Eindruck: Den interessanten Einblicken in Innsbrucks Umwelt und deren Infrastrukturen (und den denkmalpflegerischen Umgang damit) steht leider das Fehlen von Kontextualisierungen und Vergleichen und damit eine Isolierung des Fallbeispiels Innsbruck gegenüber.

GEORG STÖGER, Salzburg

BENEDIKT KAPFERER, **Das Mikrofon im Dorf. Die Geschichte des Radios in Tirol**, Tyrolia-Verlag, Innsbruck / Wien 2024. ISBN 978-3-7022-4223-7, 288 S., zahlr. Abb.

Pünktlich zum 100-jährigen Jubiläum des Radios in Österreich ist Benedikt Kapferers *Tiroler Radiogeschichte* erschienen. Der Programmauftakt der RAVAG in Wien, der am 1. Oktober 1924 vor sich ging, war in Tirol allerdings nicht zu hören, weil ein Tiroler Sender noch Jahre auf sich warten ließ. Umso größer waren aber die Hoffnungen, die man in die Perspektive setzte, der abseits der Zentren lebenden Landbevölkerung via Radio künftige Information, Bildung und Unterhaltung zukommen lassen zu können (S. 14).

Es ist insofern auch aus Tiroler Sicht richtig, den 1. Oktober 1924 als Radioauftakt zu begehen, weil Radio in Österreich als nationales Projekt gedacht und deshalb von Anfang an klar war, dass in den Bundesländern Sendestationen errichtet werden sollten. Kapferer setzt den Sendebeginn in Innsbruck dann auch in den technischen, vor allem aber auch politischen Rahmen der Ersten Republik. Als der erste Tiroler Sender Aldrans 1927 seinen Betrieb aufnahm, brachte er ein Festkonzert des Wiener Symphonieorchesters. Doch schon bald keimte die Hoffnung, von Innsbruck aus Tiroler Programm zu senden (S. 19–20), für die heimische Bevölkerung wie wohl auch für die Tourist:innen jenseits der Landesgrenzen, die man ins Land zu locken hoffte (S. 21–23). Im Kontext des eigenständigen Programms schildert Kapferer Tiroler Besonderheiten, etwa die Rolle der Schwestern Margarete und Helene Gastgeber als eine der frühesten Radiosprecherinnen international (S. 26–28), oder wie sich das Radio vom Studio emanzipierte und die Sensationsreportage für sich entdeckte, als der Stratosphärenforscher Auguste Piccard mit seinem Ballon im hinteren Ötztal landete (S. 31–32).

Bald kamen Übertragungen von Skirennen dazu, die das Publikum auch dabei sein ließen, wenn der Ort des Geschehens fern war. Und schließlich bemächtigten sich der österreichische wie der deutsche Faschismus des Radios. Die Ereignisse des „Anschlusses“ in Tirol übertrug bereits die deutsche Reichsrundfunkgesellschaft, die RAVAG wurde aufgelöst (S. 49). Fortan trat das ganze „deutsche Volk“ zu nationalen Feierstunden vor dem Empfänger an – auch die Tiroler Bevölkerung (S. 52). Der Sender Innsbruck wurde zum Nebensender des Reichssenders München. Es wurden nur wenige eigene Programme gestaltet, und die wiederum dienten sich der NS-Ideologie an. Wien gegenüber bestanden indes sogar noch im „Dritten Reich“ alte Aversionen weiter, wie Kapferer beschreibt. Kurios die Intervention des Tiroler Gauleiters Hofer beim Wiener Gauleiter Bürckel gegen falsche Wetterberichte, die im Reichssender Wien für Tirol gesendet worden seien und die dem Fremdenverkehr schaden würden (S. 55–57).

Kapferer beschreibt auch die Totalisierung des Radios: Das NS-Regime versuchte, mit der gesamten Reichsbevölkerung auch die Tiroler Bevölkerung mit erschwinglichen Einheitsempfängern zu versorgen und im Gegenzug der jüdischen Bevölkerung ihre Geräte zu entziehen (S. 65–68). Die Sanktionierung des Hörens von sogenannten Feindsendern forderte dann auch in Tirol Opfer (S. 69–70).

In der Besatzungszeit geriet das Radio in Tirol zunächst in die Hände einer Tiroler Widerstandsgruppe, dann in die der US-Amerikaner und schließlich in die der Franzosen (S. 76–77). Kapferer bietet eine Fülle an Facetten des wiedererstehenden Tiroler Radios zwischen Besatzungsmacht, kulturellem Auftrag und Redemokratisierung. Er beschreibt, wie sich das Programmspektrum zwischen Volks- und Hochkultur herausbildete (S. 84–89), kommt auf das politisch belastete Personal der Anfänge zu sprechen, aber auch auf bemerkenswerte junge Talente wie Ernst Grisse mann, Axel Corti oder Dietmar Schönherr (S. 93–97), und natürlich auf die unvermeidlichen Versuche einer Einflussnahme seitens der politischen Parteien (S. 98–101).

Er schreibt über die Wandlung von Radio Innsbruck zu Radio Tirol (S. 102–104) und die Herausbildung eines föderalen Selbstverständnisses. Besonders interessant ist dabei die Kontroverse zwischen Nord- und Osttirol. Die beiden Landesteile hatten unterschiedlichen Besatzungszonen und damit unterschiedlichen Sendergruppen angehört – Nordtirol der französischen Sendergruppe, West- und Osttirol der britischen Sendergruppe Alpenland. Doch mit Rückgabe der Sendergruppen an den Österreichischen Rundfunk fiel Osttirol rundfunktechnisch Tirol und nicht Kärnten zu, was in Osttirol Protest auslöste (S. 110–111). Mit der Rückgabe der Sendergruppen formierte sich in Vorarlberg und Tirol zudem noch einmal Widerstand gegen Wien. Man wollte seine Landessender behalten und als Regionalradios betreiben. Das Verfassungsgericht entschied dagegen, die Sender mussten Wien rückunterstellt werden, was in Tirol mancherorts als „Gleichschaltung“ diffamiert wurde (S. 112–114).

Für die folgende Phase des Rundfunkvolksbegehrens, des neuen Rundfunkgesetzes und der Amtszeit von Gerd Bacher beschreibt Kapferer den symptomatischen Konflikt des Generalintendanten mit dem Tiroler Landeshauptmann Eduard Wallnöfer um die Bestellung eines neuen Landesintendanten, den Bacher für sich entschied (S. 132–138). Symptomatisch für den nunmehrigen Rundfunkföderalismus war die Errichtung eines eigenen Landesstudios im Rahmen von Bachers Reformen. 1972 entstand in Tirol einer der *Peichl-Torten* genannten Studioneubau. Das Land erhielt

damit ein medienkulturelles Zentrum, das auch weit nach Südtirol ausstrahlte – zunehmend auch in Form von Fernsehprogramm (S. 145–153). Letzteres wurde in den ausgehenden 1980er-Jahren Realität – ermöglichte „Fernsehen aus Tirol, für Tirol, von Tirolern für Tiroler“ (S. 188), wie Kapferer zitiert. Interessant ist auch, dass die Zeit der Radiopiraten in Tirol einen besonderen Vorlauf im italienischen Südtirol hatte, wo Piratensender legal betrieben werden konnten, die auch nach Tirol ausstrahlten (S. 193–202). In den 1990er-Jahren schließlich nahmen als Folge eines Privatradiogesetzes private Radiostationen in Österreich und auch in Tirol ihren Sendebetrieb auf (S. 219), was die heimische Radiolandschaft nachhaltig veränderte. Abschließend behandelt Kapferer auch die Digitalisierung als tiefen Einschnitt in die Radioproduktion – auch in Tirol (S. 230–233).

Kapferers Radiogeschichte besteht aus sieben Abschnitten, die in einer chronologischen Abfolge stehen. Jeder Abschnitt ist in kurze Unterkapitel gegliedert, die auf unterschiedliche Themenfacetten eingehen und nebenbei der Lesefreundlichkeit dienen. Die Geschichte ist ansprechend geschrieben und dass manches technische Detail nicht ganz korrekt wiedergegeben ist, trübt den positiven Gesamteindruck nicht wesentlich. Die besondere Bedeutung von Kapferers Regionalrundfunkgeschichte liegt darin, dass all die großen Entwicklungen und Streitpunkte in der österreichischen Rundfunkgeschichte wie Zentralismus versus Föderalismus, Hochkultur versus Populärkultur oder Unabhängigkeit versus politische Kontrolle wie in einem Brennglas an der regionalen Basis betrachtet werden, wo sie auskristallisieren. Damit erhält die obligatorisch zentralistische Sicht auf die Dinge eine hoch interessante Gegenperspektive.

WOLFGANG PENSOLD, Wien

KARL STUHLPFARRER, **Umsiedlung Südtirol 1939–1940**, bearb. von STEFAN LECHNER (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 50), Löcker Verlag, Wien 2024. ISBN 978-3-99098-178-8, 684 S.

Es ist sehr begrüßenswert, dass das Südtiroler Landesarchiv sich entschlossen hat, Karl Stuhlpfarrers Pionierarbeit zur Option und Umsiedlung der Südtiroler:innen neu zu verlegen und zu publizieren. Das Original erschien 1985 als Stuhlpfarrers Habilitationsschrift und ist mittlerweile nur mehr antiquarisch zu bekommen. Dies allein kann allerdings noch keine Rechtfertigung dafür sein, ein mittlerweile beinahe 40 Jahre altes Forschungswerk neu zu verlegen. Denn in diesem Teilgebiet der Geschichte Südtirols erschien in der Zwischenzeit eine Vielzahl von Beiträgen, die verschiedenste Bereiche der Optionsgeschichte – von wirtschaftlich orientierten Analysen über international-politische und mikrohistorische bis zu sozialgeschichtlichen Darstellungen – intensiv bearbeiteten. Stuhlpfarrers Arbeit kommt aus der Position des heutigen Forschungsstandes die Rolle eines Grundlagenwerks zu, das allerdings nach 40 Jahren natürlich nicht mehr für sich beanspruchen kann, das gesamte Feld der Optionsforschung abzubilden.

Daher war es für die erneute Publikation dieses Klassikers unerlässlich, diesen zu kontextualisieren, die Person Stuhlpfarrers zu beleuchten und den Entstehungs-

zeitpunkt sowie die Rezeption seines Werkes intensiv zu analysieren. Diese Rolle fiel Stefan Lechner zu, der als Schüler Stuhlpfarrers nicht nur über umfangreiche persönliche Informationen zu seinem Lehrer verfügt, sondern auch das Werk selbst in den Südtiroler Forschungskontext einzuordnen weiß.

Sein einleitendes und sehr extensives Kapitel *Weder Klumpfuß noch Hörner: Karl Stuhlpfarrer (1941–2009) und eine neue Zeitgeschichtsschreibung zu Südtirol* ist einerseits eine wohlgesetzte Laudatio der Lebensleistung Karl Stuhlpfarrers, andererseits eine nüchtern-kritische Analyse des Werkes *Umsiedlung Südtirol 1939–1940*, die sich nicht in einer reinen Würdigung erschöpft, sondern vor allem Denkansätze zu eben jener Frage anbietet, die er selbst aufwirft: Warum erfuhr sein exzellent recherchiertes und auf hohen Materialbergen von Dokumenten fußendes Werk – Lechner verwendet treffend den Begriff „quellengestütztes Zentralmassiv“ – nie die breite und dauerhafte Würdigung, die es verdiente? Und warum blieb Karl Stuhlpfarrer selbst ein für seine Fachkenntnis geachteter Historiker, dem aber letztlich der Durchbruch auf der akademischen Bühne in Südtirol verwehrt blieb und der sich daraufhin anderen Aspekten der Geschichte zuwandte?

Lechners Einleitung ist keine Hagiografie, weder der Figur und Person Stuhlpfarrers noch seines Werkes. Diese ehrliche Auseinandersetzung mit beidem lässt auf der einen Seite interpretatorischen Freiraum für die partielle Nichtzurkenntnisnahme der Arbeit Stuhlpfarrers durch Forschende. Auf der anderen Seite ist es ein engagiertes Plädoyer für die Leistung Karl Stuhlpfarrers, seines Fleißes, seiner intellektuellen Schärfe und seines Mutes, sich bereits Anfang der 1980er-Jahre eines der kontroversesten Themen der Geschichte Südtirols anzunehmen und dieses zu einem Zeitpunkt aufzuarbeiten, als die allermeisten Südtiroler:innen und ihre politischen Repräsentant:innen lieber noch den Mantel des Vergessens über diese traumatische Episode gebreitet hätten.

Lechner liefert durch die Analyse Stuhlpfarrers und seines Werkes ein sehr aufschlussreiches Porträt der Geschichtsforschung und -rezeption der jüngeren Zeitgeschichte. Er weist einerseits auf die engen Verbindungen der Geschichtsforschung zur politischen Interpretation der Geschichte Südtirols hin – sowohl von italienischer als auch von deutscher Sprachgruppe. Gleichzeitig arbeitet er die Rolle des Nicht-Südtirolers Karl Stuhlpfarrer innerhalb eines für Südtirol extrem traumatischen Forschungsbereiches namens Option heraus.

Die vorangegangenen Zeilen weisen bereits darauf hin, worin der Wert der Neupublikation für die Geschichte Südtirols und die historische Forschung im Jahre 2025 besteht: in der erneuten Verfügbarkeit eines überreichen und umfangreichen Standardwerkes zum Hitler-Mussolini Abkommen, welches die Details des Umsiedlungsabkommens selbst, aber auch die technischen und organisatorischen Aspekte der geplanten Umsiedlung der Südtiroler:innen analysiert und auch den Transport in die avisierten Umsiedlungsgebiete umfasst. Das Werk ist somit für die Geschichte Südtirols heutzutage ebenso wichtig wie vor 40 Jahren, kann aber heute – im Vergleich zur noch durch das Optionstrauma emotional aufgewühlten Stimmung in der Mitte der 1980er-Jahre – in seiner akademischen und nüchternen Klarheit umso gewinnbringender rezipiert werden.

Die Bedeutung dieser Kontextualisierung für das Werk *Umsiedlung Südtirol* selbst ist ebenfalls von großer Bedeutung: Lechner ordnet Stuhlpfarrers Opus in den Kanon der wissenschaftlichen Literatur zum Thema Option ein. Stuhlpfarrers Arbeit wird

durch Lechners Einbettungen nicht moderner und liefert auch nichts Neues zu einem Diskurs zur Option, der sich seit dem Erscheinen vor 40 Jahren doch grundlegend gewandelt hat. Vielmehr wird Stuhlpfarrers pionierhafte Aufarbeitung somit selbst zu einem Primärdokument innerhalb der Südtiroler Zeitgeschichte: ein Dokument, welches nicht nur die Rezeption des heiklen Themas Option in den 1980er-Jahren reflektiert – zu einer Zeit, als noch viele Zeitzeug:innen nicht nur lebten, sondern auch die Südtiroler Politik und Gesellschaft maßgeblich beeinflussten. Lechner selbst erwähnt in diesem Kontext die meinungsbildende Rolle von Landeshauptmann Silvius Magnago, Kulturlandesrat Anton Zelger und *Dolomiten*-Chefredakteur Josef Rampold – „allesamt Vertreter der Wehrmachtsgeneration“. Lechner deutet an, dass Stuhlpfarrers akademisches Werk in der retrospektiven Betrachtung durch das Prisma der erfolgreichen Autonomie seit 1972 zum Spielball lokaler politischer und partiell generationeller Interpretationen wurde.

Darüber hinaus aber brilliert diese Neupublikation durch die Kontextualisierung, die Stuhlpfarrers Werk aus der Feder von Stefan Lechner erfährt. Neben der detaillierten Beschreibung des Werkes und der Person Karl Stuhlpfarrers stellt Lechners Beitrag eine Skizze der wissenschaftlichen Landschaft Südtirols in den 1980er-Jahren dar, was vor allem für jüngere Forscher:innen einen wesentlichen Erkenntnisgewinn bringt.

Die Reproduktion von Karl Stuhlpfarrers Habilitationsschrift aus dem Jahre 1985 durch das Landesarchiv mutiert somit zu einem *must read*-Primärdokument zum Thema Option, aber auch des Deutungsdiskurses zur Option seit 1972. Im Spannungsfeld zwischen kontextualisiertem Primärdokument und vergangener Sekundärliteratur, die weiters Bereiche enthält, die der Aufarbeitung harren, wird sich die Neuerscheinung von Karl Stuhlpfarrers *Umsiedlung Südtirol 1939–1940* ihren Platz innerhalb der Südtirolgeschichte und -historiographie neu erobern und nunmehr auch dauerhafter behaupten. Denn über jene Schlachtfelder der Interpretation, in die die erste Veröffentlichung 1985 hineinstieß, haben sich seither neue Schichten der Interpretation angesiedelt.

GEORG GROTE, Bozen

HOMA JORDIS, **Das blaue Haus. Die Widerstandsgruppe Maier-Messner-Caldonazzi**, Böhlau, Wien 2024. ISBN 978-3-205-21833-3, 300 S., 110 s/w-u. farb. Abb.

Als der ehemalige Leiter des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes und Experte der Widerstandsforschung Wolfgang Neugebauer für ein Projekt das Wohnhaus der Autorin in der Hasenauerstraße in Wien fotografiert, erfährt sie, dass dieses Haus einem wichtigen Vertreter des konservativen Widerstandes gegen das NS-Regime, Franz Josef Messner, gehört hatte. Dies nimmt Homa Jordis zum Anlass, der Geschichte des Hauses und seiner Bewohner:innen nachzugehen.

Das großzügige Haus befindet sich in einem *Cottage* genannten Villenviertel des Wiener 18. Bezirks, das auf Initiative des bekannten Architekten Heinrich von Fersfel als Wohngebiet für das gehobene Bürgertum, Adel und hohe Beamte konzipiert wurde. Vor 1938 wohnten unter anderem Arthur Schnitzler oder Felix Salten hier.

Mit der nationalsozialistischen Machtübernahme 1938 änderte sich die Bewohner:innenstruktur. Jüdische Besitzer:innen mussten flüchten, ihre Häuser wurden zu günstigen Bedingungen von Nationalsozialisten oder dem NS-Regime genehmen Personen erworben. Das Haus der Autorin hatte bis dahin dem jüdischen Ehepaar Arthur und Margit Rainer gehört. Sie mussten es weit unter dem Wert verkaufen und konnten schließlich 1940 in die USA flüchten, wo sie in sehr einfachen Verhältnissen lebten.

Käufer des Hauses war Franz Josef Messner, zu dieser Zeit bereits Generaldirektor der Semperit Werke und aus Sicht des NS-Regime politisch positiv beschrieben. Doch schon ab 1940 hielt er Kontakt zum Kaplan Heinrich Maier der Pfarre Gersthof, 1942 stieß der Forstmeister Walter Caldonazzi dazu. Die Gruppe umfasste noch eine ganze Reihe weiterer Personen und wurde eine der drei wichtigsten Widerstandsgruppen des katholisch-konservativen-legitimistischen Lagers. Die Bedeutung der 1942 bis 1944 dann tatsächlich aktiven Gruppe lag in ihren Kontakten zum US-Kriegsgeheimdienst OSS, dem wichtige Informationen zur Rüstungsindustrie in Ostösterreich übermittelt wurden, zu denen unter anderem Messner wohl aufgrund seiner Position bei Semperit Zugang hatte. Die Gruppe wurde Anfang 1944 aufgrund eines anonymen Denunziationsschreibens aufgedeckt. Am 28. Oktober 1944 wurden Messner, Maier, Caldonazzi und fünf weitere Mitglieder der Gruppe vom Volksgerichtshof wegen Vorbereitung zum Hochverrat zum Tode, ein Angeklagter wurde zu zehn Jahren Haft verurteilt, ein weiterer freigesprochen. Maier und Caldonazzi wurden im März bzw. Jänner 1945 im Landesgericht in Wien hingerichtet, Messner am 23. April 1945 im KZ Mauthausen ermordet.

Das Haus in der Hasenauerstraße wurde von der Gestapo eingezogen und für eigene Zwecke genutzt. Die Besitzverhältnisse der ersten Nachkriegsjahre sind undurchsichtig, Jordis schreibt von zwei ehemaligen NSDAP-Mitgliedern, die das Haus 1948 erworben hätten. 1949 erhielt Franziska Messner, die Witwe Franz Josef Messners, das Haus im Wege eines Rückstellungsverfahrens wieder zurück. Arthur und Margit Rainer, die jüdischen Vorbesitzer:innen, wurden zwar auf dem Rückstellungsakt vermerkt, weiteres ist aber unbekannt. Jordis vermutet, es sei wohl „zu einer Einigung gekommen“ (S. 226), wie auch immer die ausgesehen haben mag. 1952 verkaufte Franziska Messner das Haus weiter.

Die Autorin schreibt diese Geschichte vor allem entlang der in jahrelanger Arbeit penibel recherchierten Dokumente einerseits und entlang der Geschichte des Hauses bzw. der Biografien der beteiligten Personen andererseits. Daraus resultiert mühsame Lesbarkeit des Buches, das in zahlreiche Einzelabschnitte zerfällt und aufgrund der biografischen Struktur auch immer wieder Zeitsprünge aufweist. Die historische Kontextualisierung bleibt sehr oberflächlich, teilweise entlang veralteter Literatur und daher stellenweise fehlerhaft. Der Publikation hätte ein fachliches historisches Lektorat sehr gutgetan.

Ein Verdienst des Buches ist allerdings die detaillierte Darstellung der an der Widerstandsgruppe beteiligten Personen, die abseits jeglicher Heroisierung als Menschen mit allen ihren Ambivalenzen gezeigt werden, darunter besonders die Hauptperson Franz Josef Messner. Er hatte einerseits im Auftrag des Deutschen Reiches heimlich Kautschuk aus Brasilien nach Europa bringen wollen und dürfte ein gutes Verhältnis zum Regime gehabt haben, siehe die für ihn günstige „Arisierung“ des Hauses in der Hasenauerstraße. Andererseits leistete er risikoreichen und wichtigen

Widerstand. In dieser Biografie wird deutlich, dass antinationalsozialistischer Widerstand nicht notwendigerweise mit der Ablehnung von Antisemitismus einhergehen musste und auch ein Profitieren von der Verfolgung der Jüdinnen und Juden nicht ausschloss.

So bleibt auch das Buch ein ambivalentes: mit interessanten Einblicken und Informationen einerseits, schwer lesbar und mit Ungenauigkeiten andererseits, aus dem die Leserin bzw. der Leser viel über das Haus und die beteiligten Personen, vergleichsweise nur wenig über den tatsächlichen Widerstand der Gruppe erfährt.

BRIGITTE BAILER, Wien

GISELA HORMAYR, *Der Kommunist Johann Schmidt (1901–1945) und sein Kriegstagebuch*, Studienverlag, Innsbruck / Wien 2024. ISBN 978-3-7065-6360-4, 168 S.

Das vorliegende Werk zur Biografie des Kommunisten Johann Schmidt und seines Kriegstagebuchs stellt eine Fortsetzung der bereits zahlreichen thematisch einschlägigen Publikationen der Autorin Gisela Hormayr dar. Die konzise, gut lesbare biografische Skizze im ersten Teil des Buches fokussiert insbesondere auf Schmidts Haftzeit und den Prozess vor dem Volksgerichtshof in Graz. Als Quellen dienen vornehmlich die Korrespondenz mit seiner Frau und die im Zuge seiner Verfolgung entstandenen Dokumente des NS-Regimes (Gestapo, Justiz). Briefe und Akten finden sowohl in der Darstellung als auch in Form von Transkripten in separaten Unterkapiteln Eingang in das Werk, das zudem mit zahlreichen Abbildungen und Faksimiles von Dokumenten sowie einem Dokumentenanhang am Ende ausgestaltet ist. Gleichermaßen verfährt die Autorin im zweiten zentralen Abschnitt der Publikation, der dem Kriegstagebuch Schmidts gewidmet ist. Abschließend wird die Zeit nach 1945 kurz thematisiert.

Der Hauptprotagonist der Darstellung, Johann Schmidt, wurde 1901 in Wien geboren und landete nach dem frühen Tod seiner Eltern in einem Waisenhaus in Linz. Als junger Mann begab er sich 1919 auf Arbeitssuche nach Tirol und wurde schließlich im Raum Kufstein in der Gemeinde Schwoich sesshaft. Er verdingte sich mit körperlicher Arbeit auf Höfen und in Betrieben der Umgebung und gründete eine Familie. Sein gleichnamiger Sohn wurde 1929 geboren, 1930 heiratete er seine Frau Anna. 1932 trat Schmidt der KPÖ bei und fungierte in seiner Gemeinde als Kassier. Nach dem Verbot der Partei 1933 hatte er in dieser keine Funktion mehr, er blieb aber überzeugter Kommunist und wurde in Schwoich als ebensolcher stets angefeindet. Über die frühen Lebensjahre und die Entscheidung Schmidts, in die KPÖ einzutreten, erfährt man in der Darstellung in Ermangelung entsprechender Quellen nur wenig. Dies ist umso bedauerlicher, da dadurch etwas unklar bleibt, wie sich der Protagonist autodidaktisch fortbildete und was seine Beweggründe waren, mit dem Schreiben zu beginnen.

Ausführlicher wird die Darstellung ab dem Zeitpunkt der Verhaftung Schmidts 1942. Hier kann die Autorin aus dem Briefwechsel des Protagonisten mit seiner Frau und den Quellen seiner Verfolger schöpfen. Im Frühjahr 1942 war Schmidt als Frontarbeiter im estnischen Valga für die Organisation Todt im Einsatz. Während seiner

Abwesenheit wurde er in seiner Heimat als Kommunist denunziert und es fand eine Hausdurchsuchung statt, bei der jedoch nichts Belastendes gefunden werden konnte. Die in einem Schuppen hinter dem Haus versteckten Kriegstagebücher blieben unentdeckt und für die Nachwelt erhalten. Verhaftet durch die Gestapo begann Schmidts Haftzeit im Polizeigefängnis Innsbruck. Nach Verlegung ins KZ Dachau sowie in das zugehörige Außenlager Friedrichshafen brachte ihn die NS-Verfolgung nach Wien in das Landgericht, zurück in die Haftanstalt Innsbruck und schließlich nach Graz, wo er vom Volksgerichtshof zum Tod durch das Fallbeil verurteilt und Anfang 1945 hingerichtet wurde. In die Darstellung zur Haftzeit und zur Verfolgung durch die NS-Justiz webt die Autorin immer wieder vergleichbare Verfolgungsschicksale ein und ermöglicht so eine vergleichende Einordnung des Leidenswegs des Protagonisten.

Biografien von Opfern des Nationalsozialismus und die Veröffentlichung von deren schriftlichen Zeugnissen haben eine grundsätzliche Berechtigung, die Publikation Hormayrs weist aber eine Besonderheit auf: das Kriegstagebuch Schmidts, welches ein gutes Drittel des Buchs einnimmt.

Der Abschnitt zum Kriegstagebuch wird mit einer konzisen Darstellung zur Rolle des Radios als Informationsquelle in der Zwischenkriegszeit und im Nationalsozialismus eingeleitet. Die anschließende Analyse des Tagebuchs fällt recht knapp aus, wobei Hormayr insbesondere hervorstreicht, dass Schmidt sich in diesem „als ein kompromissloser und hellsichtiger Gegner des NS-Regimes“ (S. 91) erweist, der sich jedoch nicht zum „aktiven Widerstand“ (S. 91) entschied. Es folgen 20 Seiten mit Auszügen aus dem Tagebuch, in denen sich tatsächlich einige bemerkenswerte Passagen finden. Beispielsweise hinterfragte Schmidt den Hitler-Stalin-Pakt (der viele überzeugte Kommunist:innen vor den Kopf gestoßen hatte): „Wird diese[r] halten? Morgen kann dieser Vertrag schon ein Fetzen Papier sein. So lange es einen Kapitalismus gibt, so lange es Ausbeuter gibt, kann es keinen wahren Frieden geben“ (S. 98). Seine ursprüngliche Hoffnung auf einen kurzen Krieg erfüllte sich nicht. Im Oktober 1940 hielt er fest: „Alle Anzeichen sprechen dafür, daß sich der Krieg noch ausweiten wird, kein Land und kein Volk ist davor sicher. Das vielgerühmte 20. Jahrhundert, das Jahrhundert der Technik, der Wissenschaft, der Kultur verwandelt sich zusehends in ein Jahrhundert des Grauens, der Vernichtung und des Wahnsinns“ (S. 102). Im Mai 1941 war Schmidt überzeugt, dass Hitler sich „hinreißen lassen“ würde, „in die Sowjetunion einzufallen. Hier erwartet er sich Siege, die er augenblicklich braucht. Dieser Hitler kann ohne Siege nicht leben. Sein Größenwahn aber wird ihm einmal zum Verhängnis werden und mit ihm Deutschland. Der Faschismus wird fallen, so oder so – es ist nur noch eine Frage der Zeit. Er wird in den Weiten Rußlands den Todesstoß erhalten. [...] Das große Wagnis, für diesen Hitler – das große Abenteuer steht unmittelbar bevor. Hitler fühlt sich schon als neuer Napoleon, verändert die europäische Landkarte nach seinem Gutdünken und wird an der Beresina oder vor Moskau, gleich ihm, dem großen Korsen, geschlagen werden“ (S. 107). Bereits Ende 1941 sah Schmidt nach der „Schlacht um Moskau“, als der Vormarsch der Wehrmacht auf die Sowjetmetropole gestoppt wurde, die „entscheidende Wende“ (S. 111) gekommen – eine Überzeugung, die es ihm vermutlich erleichterte, die bald darauf anbrechende jahrelange Haft durchzustehen.

Hormayr betont, dass Schmidt den Krieg „nicht so sehr als einen Kampf zwischen Nationen, sondern vielmehr als letzte und unvermeidliche Auseinandersetzung zweier gesellschaftlicher Systeme“ sah. Seine „uneingeschränkte Bewunderung“

galt der Sowjetunion, weshalb er deren „Besetzung von Teilen Polens, Finnlands, Bessarabiens und der baltischen Staaten“ nicht als „imperialistische Machtpolitik“, sondern als „Befreiung der Völker von der Unterdrückung durch ihre kapitalistischen Ausbeuter“ wertete (S. 88). Im Rahmen dieser Rezension muss darüber hinaus betont werden, dass – entsprechenden Informationswillen vorausgesetzt – die zeitgenössisch ebenfalls nicht unbekannten Verbrechen in der Sowjetunion wie staatlich herbeigeführte Hungersnöte und der Große Terror bei Schmidt unerwähnt bleiben. Er sah darin wohl antikommunistische Propaganda oder – wie im Falle der imperialistischen Waffengänge der Sowjetunion – ein Mittel zum Zweck auf dem Weg zum Sieg des Kommunismus. Damit stand Schmidt keineswegs alleine da; es schmälert nicht seine Opposition zum Nationalsozialismus, sollte aber dennoch problematisiert werden.

Den Abschluss des Buches bilden kurze Ausblicke auf das Leben seiner Frau und seines Sohnes nach 1945, wobei das Trauma des Todes seines Vaters Johann Schmidt jr. bis an sein Lebensende begleitete. Weiters wird auf die mangelhafte Verfolgung jener, die Schmidt denunziert hatten, eingegangen und das Erinnern an ihn thematisiert.

Gisela Hormayr hat ein gut geschriebenes Buch über einen Kommunisten vom Dorf und sein Schicksal in der NS-Zeit vorgelegt, das neben der konzisen Darstellung den Originalquellen viel Raum bietet – häufig dürfte es so viele und tiefeschürfend analytische Texte eines Arbeiters nicht gegeben haben und noch viel seltener sind diese auch bis in unsere Tage erhalten geblieben.

MAXIMILIAN GRAF, Wien

HANS-JOACHIM LÖWER, **Als Saboteur zum Brennerpass. Das Partisanen-Abenteuer des US-Agenten Roderick Hall 1944/45**, Tyrolia Verlag, Bozen 2023. ISBN 978-3-7022-4143-8, 223 S., 119 sw. und 43 farb. Abb.

Die Geschichte des US-amerikanischen OSS-Agenten Roderick Hall und seines Einsatzes hinter den deutschen Linien in der sogenannten Operationszone Alpenvorland im letzten Kriegsjahr ist von Natur aus dramatisch. Diese Dramatik wird im vorliegenden Band durch den Kunstgriff des dramatischen Präsens zusätzlich betont.

Der Draufgänger Hall meldet sich wenige Monate vor dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten zum Dienst. Seine Berufung findet er jedoch nicht in der regulären Armee, sondern in der jungen Vorläuferorganisation der CIA – dem 1942 gegründeten *Office of Strategic Services* (OSS). Nach dem Vorbild der britischen *Special Operations Executive* (SOE) befasst sich das OSS nicht nur mit klassischer Nachrichtendiensttätigkeit, sondern auch mit unkonventioneller Kriegsführung im besetzten Europa – um, wie OSS-Chef William *Wild Bill* Donovan es ausdrückte, „den Hunnen weh[zu]tun“ (S. 19).

In diesem Zusammenhang wird auch Hall eingesetzt: Im August 1944 springt er im Rahmen der Mission *Eagle* per Fallschirm über dem Monte Pala ab. Damit gehört er zu den ersten US-amerikanischen Agenten, die versuchen, in Norditalien Fuß zu fassen (CIA, CREST, OSS-Collection: CIA-RDP13X00001R000100140010-8. MEDTO. Note by Report Officer Mediterranean Theater of Operations. Report for August 1944, S. 21). Vor Ort schließt er sich den Partisan:innen an, baut Netzwerke auf und ver-

übt Sabotageakte gegen die Nachschublinien der Wehrmacht – mit dem waghalsigen, letztlich gescheiterten Plan, sich als Einzelkämpfer über die winterlichen Berge nach Cortina d’Ampezzo durchzuschlagen, um dort die Dolomitenbahn lahmzulegen – als Höhe- und Schlusspunkt seiner Mission.

Ein wesentlicher Teil der Erzählung widmet sich den Bedingungen des geheimen Lebens im Untergrund, geprägt von Verrat, Repressalien und ständiger Flucht vor den Deutschen. Zwar verspottet Hall seine Verfolger zwischenzeitlich mit den Worten, sie „müssen so schlecht sehen wie Eulen. Ich renne zwischen ihren Patrouillen herum und nichts passiert“ (S. 138), doch sein Glück währt nicht ewig. Am Ende steht die Tragödie: Ende Januar 1945 wird er verhaftet und an die SS in Bozen überstellt. Der OSS-Resident in der Schweiz, Allen Dulles, fordert in geheimen Verhandlungen mit dem Höheren SS- und Polizeiführer Karl Wolff noch Halls Freilassung. Zu diesem Zeitpunkt ist Hall aber bereits in den Händen der SS – als Rache für die alliierten Bombenangriffe auf Dresden. Weder die posthum verliehene *Legion of Merit* noch die späteren Todesurteile gegen seine Henker können das tragische Ende mildern.

Die Geschichte Roderick Halls ist im Wesentlichen bekannt. Bereits 1967 arbeitete ein CIA-Mitarbeiter unter dem Pseudonym *Anthony Quibble* den Fall in einer internen Dokumentation auf, die 1993 freigegeben wurde (siehe <https://www.cia.gov/resources/csi/static/Roderick-Steve-Hall.pdf>). Wissenschaftlich wurde sie unter anderem vom in den USA tätigen Historiker Gerald Steinacher behandelt, etwa in seinem Werk *Südtirol und die Geheimdienste 1943–1945* (2000), sowie in populärerer Form von Patrick K. O’Donnell in *The Brenner Assignment: The Untold Story of the Most Daring Mission of World War II* (2008). Hans-Joachim Löwer stützt sich auf diese Literatur und dankt insbesondere Steinacher.

Die Bedeutung dieses Werkes liegt daher weniger in neuen Erkenntnissen, sondern – wie der Verlag schreibt – darin, dass diese Geschichte „packend“ auf Deutsch erzählt wird. Der Erzählstil ist flüssig, und da Löwer auf einen traditionellen wissenschaftlichen Fußnotenapparat verzichtet, wird der Lesefluss nicht unterbrochen. Dafür ist das Buch reich mit Illustrationen versehen. Das Fehlen von Fußnoten hat jedoch den kleinen Nachteil, dass besonders interessierte Leser:innen bei spannenden Originalzitaten aus Halls Innenleben ihre Neugier nicht stillen können. Es ist anzunehmen, dass viele dieser Zitate aus Briefen stammen, die Hall – entgegen allen Regeln der Konspiration – während seines Einsatzes verfasste und die bereits wenige Jahre nach dem Krieg veröffentlicht wurden (abgedruckt bei Leonard F. James, Claude M. Fuss (Hg.), *Philips Academy, Andover, in World War II, Andover 1948*, S. 176–189).

Löwer hat keine traditionell linear aufgebaute Monografie geschrieben, die das Drama und die Tragödie Halls von Anfang bis Ende nachzeichnet. Stattdessen wählt er eine anthologische Erzählweise: eine Reihe von Kurzgeschichten, die nicht zwingend in Zusammenhang gelesen werden müssen. Der rote Faden bleibt die chronologische Darstellung von Halls Leben und Mission, doch etwa jedes zweite Kapitel ist eine in sich geschlossene Darstellung allgemeiner Themen der Zeit. Diese sind zwar relevant für das Verständnis des historischen Kontexts, greifen aber bewusst nicht in die Haupterzählung ein. So erhalten die Leser:innen unterwegs kleine, lexikalische Einführungen zu Themen wie dem OSS, der SS, dem antifaschistischen Widerstand in Italien, dem Kompetenzwirrwarr des NS-Staates sowie zu Endkampf und Volkssturm.

Zwangssterilisierungen und ‚freiwillige Entmannungen‘ in Tirol und Vorarlberg 1938–1945, hg. von INA FRIEDMANN / DIRK RUPNOW, Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2024. ISBN: 978-3-7030-6606-1, 548 S., zahlr. Abb.

Der von Ina Friedmann und Dirk Rupnow herausgegebene Sammelband *Zwangssterilisierungen und ‚freiwillige Entmannungen‘ in Tirol und Vorarlberg 1938–1945* beschäftigt sich mit der Umsetzung eugenischer Zwangsmaßnahmen in Tirol und Vorarlberg.

Die Autor:innen nähern sich dem Thema mit detaillierter Quellenarbeit: Alle aktuell verfügbaren Aktenbestände zu Tirol und Vorarlberg wurden ausgewertet, viele davon zum ersten Mal. Damit entspricht der Sammelband seinem Anspruch, eine Grundlage für weitere Forschungsarbeiten zu sein. Darüber hinaus sollen Verantwortungsträger:innen und Täter:innen benannt, der Umgang mit Menschen, die nicht dem politisch-medizinischen Ideal entsprachen, aufgezeigt und die zugrunde liegenden Denkweisen, Entwicklungen und Mechanismen herausgearbeitet werden. Ein besonderes Augenmerk soll dabei auf der Rolle von Wissenschaftler:innen liegen, die als Ideengeber:innen die Wissenschaft ihrer Zeit formten und somit Verantwortungsträger:innen für die vorherrschenden Anschauungen und Ziele waren.

Einleitend wird der regionalspezifische Rahmen erläutert, insbesondere dass die entsprechende gesetzliche Grundlage für die Durchführung der Eingriffe anders als von Vertreter:innen der Rassenhygiene erhofft, nicht unmittelbar nach dem „Anschluss“ Österreichs 1938, sondern erst im September 1939 geschaffen wurde. Das Gesetz trat erst am 1. Januar 1940 und aufgrund inzwischen geltender Ausnahmeregelungen nur in eingeschränkter Fassung in Kraft. Darin, dass zu diesem Zeitpunkt die Intensität der NS-Sterilisationspolitik deutlich nachgelassen hatte, in den Folgejahren kriegsbedingte Ausnahmeregelungen in Kraft traten, um Personal- und Krankenhausressourcen zu sparen, und in einer gewissen Schnittmenge potenzieller Sterilisationsopfer mit der mehr oder weniger zeitgleich beginnenden NS-„Euthanasie“ sehen die Herausgeber:innen die Hauptgründe für die im Vergleich zum „Altreich“ verhältnismäßig niedrige Zahl der durchgeführten Eingriffe – nicht in einer gemäßigten Haltung der Behörden und Ärzt:innen.

Im ersten Beitrag *Das lange Warten auf die Einführung des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses im Gau Tirol-Vorarlberg* zeigt der Autor OLIVER SEIFERT anhand einschlägiger Quellen, dass es sich bei eugenisch motivierten Zwangssterilisationen keinesfalls um „von außen“ erzwungene Praktiken handelte und entsprechende Eingriffe von einzelnen Mediziner:innen und Behörden bereits vorab und auch ohne gesetzliche Grundlage praktiziert worden waren. Die Novelle, die die Eingriffe legalisierte und ihnen einen juristischen Rahmen gab, war entsprechend bereits erwartet worden.

INA FRIEDMAN rekonstruiert anschließend ausführlich die *Umsetzung und Durchführung der Zwangseingriffe im Gau Tirol-Vorarlberg*. Der Beitrag setzt dabei Schwerpunkte auf das Prozedere der Erbgesundheitsgerichtsbarkeit, die Arbeitsteiligkeit im Gesundheitssystem sowie daraus resultierende (neue) Forschungsmöglichkeiten und Kooperationen zwischen medizinischen Einrichtungen und Behörden. Ein interessanter, wenn auch kurzer Komplex behandelt die sogenannten „freiwilligen Entmannungen“, die das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses seit einer ersten Änderung im Juni 1935 in § 14(2) zur Befreiung „von einem entarteten Geschlechtstrieb [...], der die Begehung weiterer Verfehlungen im Sinne [...] des Strafgesetz-

buches“ befürchten lasse, legalisierte. Die Anordnung von Kastrationen im Straf- oder Sicherungsverfahren blieb davon unberührt. Anhand von Quellenbeispielen kann die Autorin zeigen, dass vermutlich aufgrund anhaltender Missverständnisse bezüglich der für die „Ostmark“ geltenden Gesetzeslage im Gau Tirol-Vorarlberg lediglich acht solcher „freiwilligen Entmannungen“ erzwungen wurden.

In ihrem späteren Kapitel *Handlungsspielräume und Zwang* schildert Friedmann, dass auch wenn sich (potenziell) betroffene Personen mitunter argumentativ, durch Nichterscheinen oder Flucht der Durchführung von Zwangsmaßnahmen zu entziehen versuchten, sie darin meist erfolglos blieben. In letzter Instanz setzte die Polizei sogenannte „Zwangsvorfürhungen für die Gesundheitsämter“ durch. Darüber hinaus wird nochmal deutlich, dass Zwangssterilisationen von medizinischer und behördlicher Seite auch außerhalb des gesetzlichen Rahmens durchgeführt wurden. Das Kapitel „*Was danach passierte ...*“ spannt den zeitlichen Bogen über das Ende des Nationalsozialismus hinaus und schildert den institutionellen, gesellschaftlichen und politischen Umgang mit Betroffenen und Beteiligten in den Jahren nach 1945. Friedmanns Beiträge zeichnen somit die allgemeinen Entwicklungen im Gausgebiet in der Zeit des Nationalsozialismus und darüber hinaus nach und nehmen dabei insbesondere die Zusammenarbeit medizinisch-(wissenschaftlicher) Einrichtungen und Gesundheitsbehörden in den Fokus.

Am Beispiel der *Zwangssterilisationen in der Universitätsfrauenklinik Innsbruck* führt GABRIELE CZARNOWSKI eine mikrohistorische Detailanalyse durch, in der sie Akteur:innengruppen und deren persönliche Hintergründe und Handlungs(spiel)räume im Kontext des NS-Gesundheitssystems einordnet. Auch dieser Beitrag überzeugt sowohl durch detaillierte Quellenarbeit als auch durch die Integration einzelner Karriere- und Lebenswege auf Täter:innen- und Opferseite in die wissenschaftliche Darstellung.

Oliver Seifert legt mit seinem zweiten Beitrag *Zwangssterilisationen an Patientinnen und Patienten der Heil- und Pflegeanstalt Hall in Tirol in der NS-Zeit* eine weitere räumlich eng definierte Detailuntersuchung vor. Er zeigt darin neben den konkreten Auswirkungen „erbgesundheitlicher Überprüfungen“ für das Leben in der Heil- und Pflegeanstalt, dass Anstaltsbewohner:innen mitunter noch intensiver im Behördenfokus standen als außerhalb der Anstalten lebende Personen, da diese in vielen Fällen für die Kosten der Anstaltsunterbringung aufkamen und immer wieder eine Sterilisation als Voraussetzung für die Entlassung aus der Anstalt galt.

Auch wenn die Autor:innen immer wieder individuelle Schicksale und (Lebens-)Verläufe aufgreifen und diese in ihren Beiträgen in Bezug zu generellen zeitgenössischen Situationen setzen, zeigt kein Kapitel so deutlich die irreversiblen, gewaltsamen Einschnitte, die die eugenischen Zwangseingriffe der nationalsozialistischen Gesundheitspolitik für das Leben Einzelner weit über das Ende des Nationalsozialismus hinaus bedeuten konnten, wie das abschließende Kapitel *Zwangssterilisation und Zwangsabtreibung als Teil der eigenen Familiengeschichte* des Historikers VOLKER STRÄHLE. Indem er das Leben und Wesen seines Großonkels und dessen Frau anhand privater Familienaufnahmen und -erinnerungen soweit wie möglich einzufangen versucht und diese mit den in den vorherigen Beiträgen erarbeiteten wissenschaftlichen Erkenntnissen über die Organisation und Umsetzung eugenischer Zwangsmaßnahmen im Gau Tirol-Vorarlberg verknüpft, gelingt ihm damit im Stil der *Oral History* ein beeindruckender Abschluss dieses Sammelbands.

Alles in allem hätte eine etwas klarere Struktur der Unterkapitel sowohl im Inhaltsverzeichnis als auch im eigentlichen Text den Lesefluss erleichtert, was vor allem beim Lesen des längsten Beitrags zur Umsetzung und Durchführung der Zwangseingriffe auffällt. Auch bleiben die Beiträge mitunter eher deskriptiv: Konkrete Fragestellungen und/oder Schlussbemerkungen für die einzelnen Beiträge – wie (teilweise) in den Kapiteln zur Heil- und Pflegeanstalt Hall und zur Universitätsfrauenklinik Innsbruck – hätten die detaillierten Darstellungen und Erkenntnisse aus der durchweg umfassenden Quellenarbeit besser in den Fokus gesetzt. Insgesamt gelingt es den Autor:innen dieses Sammelbands mit ihrer detaillierten Quellenarbeit aber, den ideologischen Konsens relevanter österreichischer Akteur:innen mit den von den Nationalsozialisten in ihre Medizinpoltik aufgenommenen rassenhygienischen Überzeugungen zu belegen und die daraus mitunter hervorgehende Eigeninitiative einzelner Akteur:innen bei der Ausübung eugenischer Zwangsmaßnahmen nachzuweisen. Die dabei stattfindende Dekonstruktion beschönigender Biografien einzelner (medizinischer) NS-Funktionär:innen und Akteur:innen, die ihre Karrieren mit ungebrochenem Ansehen nach 1945 fortsetzten, lohnt es ebenfalls deutlicher hervorzuheben.

ANN-KATHRIN HINZ, Marburg

„... aber mir steckt der Schreck noch in allen Knochen“. Innsbruck zwischen Diktatur, Krieg und Befreiung 1933–1950, hg. von MATTHIAS EGGER (Veröffentlichung des Innsbrucker Stadtarchivs 71), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2020. ISBN 978-3-7030-6540-8, 338 S., Ill.

Das Zitat dieses Sammelwerks stammt aus einem Tagebuchauszug des 16-jährigen Innsbrucker Schneider-Lehrlings Bernhard Egger vom 17. Luftangriff auf die Stadt am 14. Februar 1945. Das ausführliche Zitat findet sich in der Einleitung des Herausgebers, der darin eine eindrückliche Momentaufnahme aus Sicht der Innsbrucker Zivilbevölkerung in den letzten Monaten des Zweiten Weltkriegs erblickt (S. 7). Der zu besprechende Band deckt den Zeitraum von Ständestaat-Diktatur, Krieg bis zu den ersten Jahren unter französischer Besatzung ab. Die Beseitigung der parlamentarischen Demokratie in Österreich und die Errichtung einer autoritären Regierungsdiktatur (so die treffendste Bezeichnung von Helmut Wohnout) durch Bundeskanzler Engelbert Dollfuß, gefolgt von dem Altiroler Kurt Schuschnigg, war bereits eine Zeit der Bedrängnis, des Bürgerkriegs und der Unterdrückung, die Teile der Innsbrucker Bevölkerung als solche empfinden konnten.

Nach diesen einschneidenden Jahren 1933/34 waren in der Folge Menschen jüdischen Glaubens nach dem „Anschluss“ durch die Reichspogromnacht vom 9./10. November 1938 von Schrecken, Terror, Mord und Totschlag betroffen. Schrecken war auch für jene Menschen zu verspüren, die mit Todesnachrichten von Brüdern, Söhnen, Vätern und Verwandten vom Kriegsgeschehen informiert worden waren. Mit den einsetzenden Luftangriffen am 15. und 19. Dezember 1943 war der Schrecken für alle in Innsbruck gegenwärtig und Teil einer kollektiven Erfahrung. Insgesamt wurde die Stadt 22-mal aus der Luft angegriffen und rund 500 Menschen verloren dabei ihr Leben. Vielfach gab es Verletzte und mehr als 50 % aller Gebäude

waren zerstört oder beschädigt. Egger mahnt, nicht zu übersehen, von wo aus diese Schrecken ihren Anfang genommen hatten. Es waren keine Blitze aus heiterem Himmel, sondern die Ausgangspunkte all dieser Schrecknisse waren „die autoritär-faschistischen und nationalsozialistischen Regime, die auf aktive oder zumindest passive Unterstützung in der Bevölkerung bauen konnten“, so der Herausgeber (S. 8).

Basierend auf den Pionierstudien von Horst Schreiber wird konstatiert, dass Teile der Bevölkerung an den nationalsozialistischen Untaten partizipierten und viele bis in die Schlussphase dieses Terrorsystems davon profitierten. Zu Recht weist Egger in seiner Einleitung darauf hin, dass noch viele Fragen offen sind und die Geschichte Innsbrucks für die Jahre von 1933 bis 1955 noch längst nicht „ausgeforscht“ (S. 9) sei.

Das hat weiter zurückliegenden Gründe. Die Tiroler Zeitgeschichtsforschung war von verschiedenen Perioden gekennzeichnet. Noch in den 1980er Jahren gab es eine Außenseiter-Phase mit unentwegten Einzelkämpfer:innen, wie Gretl Köfler, die erste Beiträge verfasste. 1983/84 wurde erstmals ein Institut für Zeitgeschichte an der Universität Innsbruck gegründet, gleichwohl zu dieser Zeit noch Archivsperrern und nur eingeschränkter Zugang zu *Primärquellen* bestanden. Seit den 1990er-Jahren setzte dann eine Blüte-Phase ein, gefolgt von einer Boom-Phase seit den 2000er-Jahren, in der erste größere wissenschaftliche Studien zur Lokal- und Regionalgeschichte auf verschiedenen Feldern in Angriff genommen werden und als Monografien erscheinen konnten. Inzwischen liegen differenzierte, tiefgehende, vor allem auch auf amtlichem Quellenmaterial im Tiroler Landes- und Innsbrucker Stadtarchiv fußende Studien vor. Dieser Sammelband ist ein eindrucksvoller Beleg für diesen Trend einer sich immer stärker diversifizierenden Zeitgeschichtsforschung in Tirol. Die von Quellen gesättigten Beiträge dieses Werks bilden das Spektrum von der Politik- und Verwaltungsgeschichte, der Medizin-, Alltags- und Kriminalgeschichte, unter anderem aufgrund von ausgewerteten Polizeiberichten der Nachkriegszeit und Sanitätsakten, so dass eine Fülle neuer Einblicke und Erkenntnisse zur Innsbrucker Stadt- und Zeitgeschichte vorliegt, die wertvolle Anstöße und Impulse für weiterführende Untersuchungen bieten.

So untersuchte SABINE PITSCHIEDER gleich in zwei Beiträgen einmal die Entwicklung von der Demokratie zu den Diktaturen im Zeitraum von 1933 bis 1938 aus Innsbrucker Perspektive, beleuchtet die Gemeinderatswahlen vom 23. April 1933 mit dem Erfolg der NSDAP, die 41,2 % der abgegebenen Stimmen erhielt und – nachdem immer nur die Hälfte der Gemeinderatssitze nachbesetzt wurden – 9 der 40 Mandate erringen konnte (S. 15). Nur wenige Stimmen fehlten Franz Hofer, dem NSDAP-Kandidaten für das Bürgermeisteramt, dem späteren Gauleiter von Tirol und Vorarlberg. Die Nationalsozialisten hatten sich aber mit ihrer radikalen Politik letztlich selbst aus dem Spiel genommen (S. 17). Die Sozialdemokraten sprangen über ihren parteipolitischen Schatten und gaben dem bürgerlichen Christlichsozialen Franz Fischer ihre Stimmen, sodass dieser wiedergewählt das Bürgermeisteramt durch die Leihstimmen der SDAP weiterführen konnte (S. 18). Fortgesetzte Provokationen und terroristische Aktionen gingen dem NSDAP-Verbot voraus. Mit eindrucksvollen Flug- und Streuzetteln sowie Fotografien wird diese unruhige Zeit in Innsbruck illustriert. Sodann werden der Umbau zur ständestaatlichen Diktatur, das Verbot sozialdemokratischer Organisationen, ein neues Stadtrecht und die Innsbrucker Verwaltung detailliert dargestellt.

In einem weiteren Beitrag rekonstruiert Pitscheider die Administration der Gauhauptstadt vom „Anschluss“ bis zum Kriegsende, indem wieder mit Plakaten und

Fotografien die politischen Verhältnisse dokumentiert werden. Das Personal der Stadt Innsbruck, Belohnung und *Wiedergutmachung*, aber auch Bestrafung sowie Zwangsarbeit und Kriegsgefangenschaft wie zuletzt die Ratsherren der Stadt, die Rolle von Oberbürgermeister Egon Denz als Parteimann und Bürgermeister sowie der Umbau der Stadtverwaltung werden ebenso quellenreich analysiert.

HANNA FRITZ fokussiert auf die Eingemeindungen der Jahre von 1938 bis 1942, die zu *Groß-Innsbruck* führen sollten, mit den Vorverhandlungen zur Eingemeindung von Hötting, den entsprechenden Bestrebungen in Mühldorf und Amras 1938. Diese sind ebenso anschaulich und lehrreich mit statistischen Tabellen versehen wie die Eingemeindung von Arzl 1940, korrespondierend mit einer versuchten Ausgemeindung, und schließlich jene von Igls und Vill, wobei sich die Frage eines Finanzdebakels stellte.

HILDE STROBL befasst sich ebenfalls mit *Groß-Innsbruck* als „Perle unter den Städten deutscher Alpen“, indem sie den sozialen Wohnungsbau der *Neuen Heimat* beleuchtet und erste Planungen für ein repräsentatives zukünftiges Zentrum des Tourismus präsentiert. Der Kurswechsel erfolgte dann im Zuge der Umsiedlung der Südtiroler:innen mit Schwerpunkt zur Wohnraumbeschaffung. Es ging fortan um die zur Verfügung stehenden Mittel mit Gründung der Wohnbaugesellschaft *Neue Heimat Tirol und Vorarlberg*, verbunden mit einem Stadtbild im Wandel zwischen Repräsentation und Wohnraumschaffung. Die Südtiroler Siedlungen werden dabei mit Plänen und entsprechenden Fotografien illustriert, etwa die Wohnanlage am Sillufer im Stadtteil Pradler Sagen oder in Pradl in der Gumpfstraße.

JOHANNES KRAMER und PETER PIRKER werfen unter dem Titel *Die Alpensöhne im Zweiten Weltkrieg* Schlaglichter auf Wehrmachtsangehörige im Reichsgau Tirol-Vorarlberg, das heißt auf Männer, die in deutsche Streitkräfte eingezogen wurden. Die Struktur, die Militarisierung und der Stimmungswandel in der „Volksgemeinschaft“ werden dabei ebenso beleuchtet wie der Sonderfall der Südtiroler:innen, „eine Minderheit unter Waffen zwischen Rom und Berlin“, und auch abweichendes Verhalten und Verfolgung. Beide Autoren schließen mit kritischem Blick auf die heroische Erinnerungskultur und entsprechende Weichenstellungen der *Vergangenheitspolitik*, die von einer rückblickend erstaunlich-markanten Kontinuität im Denken und Handeln sowie einem mangelnden kritischen Bewusstsein und fehlender Sensibilität im Umgang mit schwer belasteten Nazis gekennzeichnet war.

Herausgeber MATTHIAS EGGER selbst beleuchtet die Rolle der städtischen Schulen Innsbrucks in der NS-Zeit am Beispiel des „Anschlusses“ im Spiegel von Schulchroniken und Klassenbüchern und der Verfolgung von Schülerinnen und Schülern jüdischer Glaubensherkunft sowie der Rolle der städtischen Schulen während des Zweiten Weltkrieges mit einem Ausblick über das Ende und fraglichem Neubeginn.

INA FRIEDMANN hat sich mit (Sexual-)Hygiene und „Erbgesundheit“ ausgehend vom Innsbrucker städtischen Gesundheitsamt und den Universitätskliniken in der NS-Zeit befasst. Dabei finden auch der Innsbrucker Stadtphysikus Robert Kapferer, der Vorstand der psychiatrisch-neurologischen Universitätsklinik Helmut Scharfetter und der Gauamtsleiter für *Volksgesundheit* Hans Czermak Berücksichtigung. Die Auswirkungen des „Anschlusses“ auf das städtische Gesundheitswesen, die Veränderungen und neuen Aufgaben im Arbeitsalltag, die Kontrolle und Weiterbildung der Sanitätspersonen, das Gesundheitsamt als Ansprechpartner besorgter Bürgerschaft, die Überprüfung und Behandlung von Geschlechtskrankheiten sowie Zwangssteri-

lisierung und die Nutzung von erbbiologischen Bestandsaufnahmen für die wissenschaftliche Forschung und die entsprechende Nachgeschichte werden detailliert dargestellt.

Das Kriegsende in Innsbruck wird punktgenau, nahezu minutiös von HORST SCHREIBER geschildert, ausgehend von den Akteur:innen des Widerstands, den Plänen des Gauleiters Hofer, den Auflösungserscheinungen, der Frage, ob Innsbruck wirklich bombardiert hätte werden sollen bzw. können, Hofers letzter Rede, dem Widerstand zwischen Vormarsch und Rückzug, der Verhaftung des Gauleiters, der Machtübernahme der Widerstandsbewegung und dem Einmarsch der US-Truppen. Dabei zitiert Schreiber ausgiebig und reichlich aus der ungedruckt gebliebenen Habilitationsschrift des Rezensenten zu dessen Freude.

Der verantwortliche Leiter des Innsbrucker Stadtarchivs, LUKAS MORSCHER, beschreibt kenntnisreich den Übergang vom Leben und Überleben in Innsbruck nach dem Krieg. Er berührt Sterben und Tod in den letzten Kriegswochen und Monaten nach Kriegsende, Suizide und auch Kriminaldelikte von Angehörigen der US-amerikanischen und französischen Armee wie auch von Displaced Persons, aber auch solche der lokalen Bevölkerung. Der Umgang mit den ehemaligen Nationalsozialisten und das Innsbrucker Polizeigefängnis in der Adamgasse, die von zunehmender Bedrängnis und Übergriffen gekennzeichnete Lage der Reichsdeutschen, Schwarz- und Schleichhandel sowie die Entwicklung in den ersten Nachkriegsjahren bilden wieder reich illustriert mit weiteren Fotografien und Quellenmaterial den Schlusspunkt des ausführlich gehaltenen Beitrags.

CHRISTIAN HERBST befasst sich mit der bewegten Geschichte Innsbrucker Friedhöfe vom okkupierten Besatzungs- zum geplanten Zentralfriedhof mit Grunderwerb und Hindernissen sowie auch Friedhöfen in der Besatzungszeit und der Frage, ob es einen Zentralfriedhof in Kranebitten geben sollte, und zuletzt mit einem Ausblick auf die heutige Zeit.

Das vorliegende Werk ist ein zeitgeschichtlicher Kupferstich und vorbildliches Referenzwerk zugleich für alle weiteren Forschungen zur Innsbrucker Stadtgeschichte im behandelten Zeitraum und entsprechende Nachfolgeprojekte. Beeindruckend materialreich berühren die Artikel Akteur:innen, Täter:innen, Mitläufer:innen und Opfer gleichermaßen. Redaktionell sind die Beiträge hervorragend betreut und illustrativ eindrucksvoll ausgestattet.

Der Rezensent hat dieses Werk nicht nur als Wissenschaftler, sondern aufgrund familiärer Hintergründe auch mit bewegten Gefühlen gelesen, war doch seine am 30. September 1939 in Innsbruck geborene Mutter als fünf- und sechsjähriges Mädchen in die Luftschutzkeller in Hötting mit ihrer Mutter vor den Bombenangriffen auf Innsbruck geflohen, wie auch ihr Bruder im Zuge der „Euthanasie“ in der „Heil- und Pflegeanstalt“ in Hartheim bei Linz ermordet wurde, was den Tatsachen gemäß erst später bekannt und bewusst wurde.

Was dem beeindruckenden Werk letztlich nur fehlt, ist eine konzise Zusammenfassung, ein Mitarbeiter:innenverzeichnis wie auch eine Bibliografie, die den wachsenden Forschungsstand zur Innsbrucker Zeitgeschichte entsprechend dokumentiert hätte. All das ändert nichts an der großartigen Leistung dieses vorbildlich gehaltenen Sammelwerks.

MICHAEL GEHLER, Hildesheim

WERNER NEUBAUER, **Architektur der Macht. Wie der Faschismus die Architektur in Bozen und Asmara bis heute bestimmt**, Effekt! Verlag, Neumarkt 2024. ISBN 979-125532-039-5, 188 S., zahlr. Farbbabb.

Anhand von ausgewählten Einzelbauten vergleicht Werner Neubauer städtebauliche Entwicklungen der beiden Städten Bozen/Bolzano (Südtirol/Sudtirolo) und Asmara (Eritrea) im Kontext politischer Einflüsse des faschistischen Regimes zwischen 1922 und 1943. Wie der Untertitel bereits andeutet, stehen vor allem die Auswirkungen der planungsethischen Motive im Mittelpunkt sowie die heutigen erinnerungskulturellen Funktionen und Bewertungen des Bauerbes.

Das für das *Haus der Tiroler Geschichte / Casa della storia tirolese* herausgegebene Buch ist 2024 im Südtiroler *effekt! Verlag* erschienen und geht auf die gleichnamige Masterarbeit von Neubauer zurück, die er 2021 bei Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ phil. Anna Minta M.A. (Geschichte und Theorie der Architektur) an der Katholischen Privat-Universität Linz eingereicht hat. Im ersten Kapitel behandelt der Autor die Intentionen und Auswirkungen der italienisch-faschistischen Planungspolitik. Dabei zeichnet er die historischen Entwicklungen in übersichtlicher Weise bereits ab 1918 nach. Im zweiten Kapitel, das sich mit der Bevölkerungsentwicklung und der nationalen Identität in Bozen/Bolzano befasst, rückt Neubauer vor allem den politischen Machtanspruch des Regimes in den Fokus und thematisiert dessen rigorose Durchsetzungspolitik (S. 30). Eine Bewertung überlässt Neubauer hier – wie auch an weiteren Stellen – anderen Autor:innen (S. 31).

Das dritte Kapitel widmet sich den sozialhistorischen Hintergründen der städtebaulichen Entwicklung Asmaras und trägt den Titel: *Asmara: Der Weg eines Bergdorfes zur italienischen ‚Kolonialstadt der Moderne‘*. Hier bereitet Neubauer insbesondere die heutige Wahrnehmung des faschistischen Bauerbes vor. Im vierten Kapitel *Herrschaft und Macht – Architektur für ein italienisches Bozen/Asmara* unternimmt er dann erstmals den Versuch einer planungsethischen Einordnung, indem er die baugeschichtlichen Hintergründe einzelner Bauprojekte detailliert analysiert. Im Abschnitt *Historiker lassen Würdigung des Bürgerprotestes vermissen* bleibt Neubauer jedoch eine klare methodische Trennung zwischen deskriptiver und normativer Darstellung schuldig und überlässt auch hier die Deutungen anderen Historiker:innen (S. 52–54).

In der sehr knapp gehaltenen Biografie des für das Siegesdenkmal in Bozen/Bolzano verantwortlichen Architekten Marcello Piacentini (S. 56–57) verweist der Autor lediglich auf einzelne Anhaltspunkte anderer Publikationen und lässt diese unkommentiert. Interessant ist in diesem vierten Kapitel die baugeschichtliche Analyse des *Palazzo di Giustizia* in Bozen/Bolzano, bei der auch psychologische Aspekte der Raumsymbolik berücksichtigt werden (S. 65). Die Einbeziehung der Wahrnehmung ermöglicht hier eine besonders wertvolle Verbindung zu räumlichen wie auch zu sozialen Perspektiven und unterstreicht damit dessen bis heute weiter bestehende Wirkmächtigkeit. Im fünften Kapitel *Aktueller Umgang mit dem architektonischen faschistischen Erbe in Bozen* stellt Neubauer schließlich drei unterschiedliche erinnerungskulturelle Strategien im heutigen Umgang mit dem faschistischen Bauerbe vor. Auf diese nimmt er in seinen abschließenden Bewertungen jedoch nicht mehr weiter Bezug.

Durch die Berücksichtigung von gleichzeitig individuell biografischen wie auch kollektiv institutionellen Aspekten gelingt es dem Autor zumindest teilweise, die

immer noch politisch brisante Thematik multiperspektivisch aus mehreren Einwirkungsebenen heraus zu betrachten. Indem er wichtige prägende normative und institutionelle Hintergründe – wie beispielsweise die Rolle des kolonialen Beirates ab 1936 (S. 40) – berücksichtigt, zeigt Neubauer methodisch eine Annäherung an eine deskriptiv planungsethische Analyse, durch welche er abseits gängiger architekturhistorischer Narrative zur Moderne auch prägende normative und institutionelle Hintergründe benennt. Das sich vom Autor selbst auferlegte Ziel eines Vergleichs zwischen beiden städtebaulichen Entwicklungen (S. 41), die Architekturen und den Städtebau so in ihrem jeweiligen gesellschaftlichen Kontext zu zeigen sowie auch die Stadtplanung hinsichtlich von politischen Komponenten zu analysieren (S. 108), konnte er jedoch nicht über die gesamte Publikation konsequent umsetzen. Dieser Umstand ist mitunter wohl auch darauf zurückzuführen, dass es an einem eindeutig nachvollziehbaren methodischen Vergleichsrahmen fehlt. So wird beispielsweise die städtebauliche Entwicklung von Asmara im dritten Kapitel anders als für Bozen/Bolzano mit der Bevölkerungsentwicklung einhergehend betrachtet. Umfang und Perspektive fallen hier zudem wesentlich selektierter und undifferenzierter aus, was nicht nur methodisch deren Vergleichbarkeit erschwert, sondern in diesem Fall auch eine eurozentristische bzw. post-koloniale Gebundenheit vermuten lässt.

Im vierten Kapitel *Herrschaft und Macht – Architektur für ein italienisches Bozen/Asmara* ist eine vergleichende Analyse dann vor allem aber anhand der konsequenten Vernachlässigung wichtiger planungsethischer Aspekte für beide Städte mangelhaft, wie beispielsweise der dem faschistischen Regime zugrunde liegenden rassistischen Motive (S. 107). Unbegründet determinierende Aussagen über generelle Schwierigkeiten, in Grenzregionen eine ungeteilte Erinnerungskultur hervorzubringen (S. 112), zeigen im fünften Kapitel *Aktueller Umgang mit dem architektonischen faschistischen Erbe*. Bozen dann vor allem die Standortgebundenheit Neubauers. Den Umstand, dass das faschistische Bauerbe von Asmara heute UNESCO-Weltkulturerbe ist, führt der Autor im sechsten Kapitel *Aktueller Umgang mit dem architektonischen faschistischen Erbe*. Asmara hingegen auf den „vernünftigen Zugang“ der „Menschen Asmaras“ zur eigenen Geschichte zurück (S. 143). So würden die Repräsentationsgebäude des Faschismus heute nicht mehr dieselbe Rolle als „Kommunikationsfaktor des faschistischen Regimes“ von einst spielen (S. 143). Den Unterschied im differenzierten Umgang beider Städte mit diesem Bauerbe führt er schließlich auf den „ethnischen Städtebau“ Marcello Piacentinis zurück, welcher die Stadt Bozen/Bolzano und damit auch deren Bürger:innen in eine Parallelgesellschaft führte, „die sich bis heute eher unversöhnlich als vorurteilsfrei gegenübersteht“ (S. 145). In Asmara hätte sich die autochthone Bevölkerung das Bauerbe hingegen angeeignet und dadurch auch „eine klare Trennlinie zwischen Kolonialismus, Faschismus und Kolonialerbe“ gezogen (S. 145). Neubauer verabsäumt es an dieser Stelle, die unterschiedlichen gesellschaftlichen und politischen Kontexte von heute zu benennen. Damit riskiert er, bei den Leser:innen den Eindruck zu hinterlassen, dass sowohl vorangegangene Autor:innen als auch die Stadt Asmara dazu benutzt werden, um einen scheinbar berechtigten Kampf gegen das immer noch als Okkupationsarchitektur empfundene faschistische Bauerbe in Bozen/Bolzano zu legitimieren.

Die ansprechend bebilderte Publikation bietet eine leicht lesbare Übersicht über die einzelnen Bautätigkeiten und deren planungsethische Hintergründe, die maßgeblich vom faschistischen Regime mitgeprägt wurden. Neben den unterschiedlich aus-

föhrlichen bauhistorischen Betrachtungen thematisiert der Autor vor allem den heutigen Umgang mit dem faschistischen Bauerbe, verschiedene erinnerungskulturelle Praktiken sowie die daraus resultierenden politischen Deutungen. Die Publikation beinhaltet mancherorts interessante methodische Ansätze, täuscht jedoch insgesamt nicht über die klare Standortgebundenheit Neubauers hinweg. Diese wird vor allem dann im siebten Kapitel *Faschistische Relikte: Mussolinis Erbe* deutlich, wenn Neubauer es als „eine Frage der demokratischen Selbstachtung“ betrachtet, „die immer noch bestehende Existenz faschistischer Relikte auf Südtiroler Boden endlich entschieden anzugehen und zu beenden“ (S. 167). Abschließend prangert Neubauer auch die Untätigkeit der Institutionen der Europäischen Union an. Ohne diese Sichtweise eingehender zu begründen, führt er diese Erkenntnis lediglich auf eine Anfrage des Abgeordneten zum Europäischen Parlament, Roman Haider (FPÖ), an die „Einrichtungen der EU“ aus dem Jahr 2019 zurück (S. 167). Das Zitat bleibt unvollständig und kann nicht weiter rekonstruiert werden. Das Buch endet mit einer in weiten Teilen undifferenzierten Standortpositionierung des Autors. Unterstrichen wird dieser Eindruck vor allem auch dadurch, dass die durch die *Abteilung Deutsche Kultur* der Autonomen Provinz Bozen/Südtirol finanziell unterstützte Publikation (zumindest bislang) nicht zweisprachig erschienen ist und auch Ortsnamen nicht entsprechend zweisprachig ausgeführt werden.

CHRISTOPH BRESER, Graz

MARCEL AMOSER, **Innsbruck im Aufbruch. Studentische Proteste und soziale Bewegungen in den verlängerten 1960er-Jahren** (Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 31), Studienverlag, Innsbruck 2024. ISBN 978-3-7065-6400-7, 577 S., Ill.

Neue soziale Bewegungen könnten kaum entstehen, wenn die Integrationsfähigkeiten eines parlamentarischen Systems und insbesondere die der in ihnen vertretenen Parteien nicht in irgendeiner Hinsicht defizitär wären. Die Konstitution derartiger Protestformationen ist insofern immer auch ein Indiz für das Unvermögen des jeweiligen politischen Systems, soziale Widersprüche und die daraus resultierenden Interessenkonflikte aufzunehmen und als Widerstreit von Abgeordneten innerhalb des eigenen Parlaments auszutragen. Genau diese Situation traf auf das politische System der Bundesrepublik Deutschland in der Mitte der 1960er-Jahre nach Bildung der ersten großen Koalition zu. Mit ihrem Entschluss, sich an einer von der christdemokratischen Union geföhrten Regierung zu beteiligen, konnte die Sozialdemokratie die Interessen eines erheblichen Teils ihrer Klientel nicht mehr wie zuvor repräsentieren. Dieses Potenzial wiederum bildete für die innerhalb der *Studentenbewegung* geschulten Meinungsföhrer:innen eine Protest- und Bewegungsressource.

Am Ende des Jahrzehnts hatte wegen der zunehmenden politischen Misserfolge außerparlamentarischer Aktionen ein Prozess der Umorientierung eingesetzt, der zu ersten Auflösungserscheinungen der *Studentenbewegung* und im Gegenzug dazu zu einem Gründungsboom verschiedener Kleinorganisationen föhrte. Zunächst sollten sogenannte Basisgruppen zum Medium einer politischen Transformation wer-

den. Sie wurden zunächst an den Universitäten gegründet, griffen jedoch schon bald auf Stadtteile und Betriebe über. Der Schwerpunkt der politischen Aktivitäten sollte damit in jene gesellschaftlichen Bereiche verlagert werden, von denen man glaubte, dass dort der Klassenantagonismus noch lebendig sei.

Als nach den Bundestagswahlen im September 1969 schließlich eine sozialliberale Koalition gebildet wurde, zeigte sich ganz unmissverständlich, dass die außerparlamentarische Bewegung in einem unmittelbaren politischen Sinne an ihrem hochfliegenden Anspruch, die bestehende Gesellschaftsordnung grundlegend umbauen zu wollen, erst einmal gescheitert war. Innerhalb von nur wenigen Monaten fielen die Zentren der bisherigen Aktivitäten faktisch auseinander. Die dynamischen, sich als *antiautoritär* begreifenden Strömungen schienen durch die nachlassende Mobilisierung auf der Straße und die infolge der sozialliberalen Koalition von SPD und FDP mit ihrem avancierten Reformprogramm maßgeblich veränderte politische Lage geradezu wie paralysiert. Den Ton gaben nun vor allem radikal-orthodoxe Kräfte an – Neoleninist:innen und Maoist:innen.

Der Zerfall der 68er-Bewegung stellte sich insbesondere für jene Strömung als die größte Niederlage heraus, die sich erst unter ihren Vorzeichen zu bilden und als Mehrheitsfraktion zu etablieren vermocht hatte – an Interpretationsmodellen der Kritischen Theorie, insbesondere von Herbert Marcuse, geschulte Antiautoritäre. Nun galt die Berufung auf eine außerparlamentarische Bewegung unter diesen Vorzeichen als nur wenig klassenkämpferisch und im Grunde genommen als politisch naiv. Aus dem Scheitern der meisten studentischen Kampagnen wurden strenge Konsequenzen gefordert, die aus dem Besteckkasten des orthodoxen Marxismus-Leninismus hätten stammen können: eine Hinwendung zum Proletariat als der vermeintlich einzig Erfolg garantierenden Kraft zur Gesellschaftsveränderung, der Aufbau von rigiden Organisationsformen, in denen plötzlich Zentralismus, Hierarchie und Autorität als rehabilitiert galten, sowie die Entfaltung einer zielgerichteten Klassenkampfstrategie, mit der das kapitalistische System nicht nur bekämpft, sondern auch *besiegt* werden sollte.

Das Konglomerat Außerparlamentarische Opposition hatte bereits im Mai 1968 mit der Verabschiedung der Notstandsgesetze seinen Zenit überschritten und war anderthalb Jahre später im Herbst 1969 endgültig an seine Grenzen gestoßen. Auf zwei Jahre der *Vermischung*, in denen sich die unterschiedlichsten linken Gruppierungen zu lokalen, regionalen und überregionalen Bündnissen zusammengeschlossen hatten, folgte – wie das der an der Universität Hannover lehrende Psychologe Peter Brückner frühzeitig erkannt hatte – ein rapider Prozess der *Entmischung*. Die linke Protestbewegung zerlegte sich nur innerhalb weniger Monate förmlich in ihre Einzelteile. Die Resultate dieses folgenschweren Prozesses hätten kaum unterschiedlicher sein können. Es bildeten sich ganz verschiedene soziale Aggregationen: Es formten sich politische Sekten, es entstanden subkulturelle Milieus und es schälten sich zugleich auch die Fermente neuer sozialer Bewegungen wie etwa der Frauen- und der Ökologiebewegung heraus, die erst einige Jahre später tonangebend werden sollten.

Was der Rezensent in einem der Kapitel seines 2008 erschienenen Bandes *Achtundsechzig – eine Bilanz* als Transformationsprozess einer zerfallenden 68er-Bewegung in ein heterogenes Panoptikum beschrieben hat, hätte nur zu gut der Vorspann des ihm vorliegenden, umfangreichen Buches *Innsbruck im Aufbruch* sein können. Dies ist umso erstaunlicher, weil es sich dabei um eine Lokal- und Regionalstudie

von Protestformen und -ereignissen handelt, die sich nicht in Deutschland, sondern im politischen Zentrum des österreichischen Bundeslandes Tirol abgespielt haben. Wie hat es nur möglich sein können, so ist zu fragen, dass es zu einer derartigen Ähnlichkeit solcher Prozesse hat kommen können? Marcel Amoser, der Autor der ebenso faktenreichen wie dichten Studie, wäre gewiss der Letzte, der diese Annahme in Zweifel stellen würde. Seine Darstellung lebt geradezu von der Annahme, dass sich nur ein wenig zeitversetzt ein gesellschaftspolitisches *streaming* abgespielt hat, das zu einer Vielzahl von Bewegungssphänomenen geführt hat, aus denen sich die Bausteine so manch neuer sozialen Bewegung ergeben haben.

Innsbruck ist bekanntlich die Landeshauptstadt Tirols und mit 130.000 Einwohner:innen die fünftgrößte Stadt der Bundesrepublik Österreich, die mit inzwischen 30.000 Studierenden über eine der größten Universitäten verfügt. Die internationale Bekanntheit der Stadt dürfte jedoch vor allem daher kommen, dass sie zweimal, 1964 und 1976, Austragungsort der Olympischen Winterspiele war. Von großer Bedeutung ist sicherlich auch Innsbrucks zentrale Lage – nicht etwa für Österreich, sondern für Europa. Die wichtigste Verkehrsverbindung durch die Alpen, der Brennerpass, führt direkt auf die Tiroler Hauptstadt zu. Diese Konstellation dürfte sicherlich den Austausch mit Durchreisenden und Einflüsse aus Italien im Süden und Deutschland im Norden erleichtert haben. Inwieweit das jedoch ein ausschlaggebender Faktor für soziale Veränderungen gewesen ist, darüber rätselt auch Amoser ein wenig.

Weil auch er die Rolle der 68er-Bewegung als einem konstitutiven Formierungszusammenhang nicht abstreiten kann, schreibt er von den „verlängerten 1960er-Jahren“, in denen mit einer gewissen Zeitverzögerung auch in Teilen Tirols nachzuholen versucht worden ist, was sich zuvor in Westberlin und Paris, in Amsterdam und Frankfurt am Main, in Mailand und Rom abgespielt hat. Das „Mailüfterl“, das einer selbstironischen Formulierung nach im Frühling 1968 in der Bundeshauptstadt Wien spürbar war, hat sich dann in den 1970er-Jahren sukzessive auch in der Stadt am Inn ausgebreitet, nicht ganz so intensiv, aber immer noch ausreichend, dass sich auch hier eine studentenbewegte linke Szene etablieren konnte. Frappierend ist, wie sich das bis in die Bezeichnungen hinein niedergeschlagen hat. Das 1978 in der Innstraße gegründete autonome *Kommunikationszentrum* (KOZ) etwa trug denselben Namen wie das vier Jahre zuvor an der Goethe-Universität gegründete KOZ in der Sponti-Hauptstadt Frankfurt am Main. Und das im gleichen Jahr gegründete selbstverwaltete KOMM (ebenfalls als Bezeichnung für *Kommunikationszentrum*) hatte es als Namen bereits seit 1973 in Nürnberg gegeben.

Amoser geht in seinem Band, der sich wie auf einem solch heterogenen und nur selektiv durch staatliche Akten dokumentierten Feld üblich vor allem auf die sogenannte *graue Literatur*, auf alternative Medien, aber auch auf Oral History stützt, chronologisch vor. In den bereits erwähnten „verlängerten 1960er-Jahren“ werden jeweils auf Tirol bezogen die Situation der Student:innenschaft, erste universitäre Proteste zwischen 1961 und 1967, die Rolle der *Neuen Linken* und die Entstehung erster, links orientierter studentischer Gruppierungen herausgearbeitet, für die die Auseinandersetzung um Mitbestimmung, das Verhältnis von Sexualität und Kirche sowie die Proteste gegen den Vietnamkrieg eine richtungweisende Rolle gespielt haben. Es folgen zwei weitere große Kapitel, in denen die für die 1970er-Jahre prägenden Strömungen beschrieben werden, zunächst in Bezug auf das breite, nur schwer durch-

schaubare Spektrum linksradikaler Gruppierungen: Diese kaprizierten sich einerseits vom antiautoritären Aufbruch ausgehend schnell darauf, in unterschiedlichen Varianten einem historisch längst falsifizierten Modell des Marxismus-Leninismus nachzueifern. Andererseits gingen sie aber auch, um ihrem zunehmenden Scheitern am Dogmatismus Rechnung zu tragen, in Modelle zur Erprobung von Basisdemokratie und Selbstverwaltung über. Im dritten und letzten Kapitel geht es dann in einem erweiterten Sinne um alternative Kulturangebote und die damit in katholischen Jugendzentren sowie in den beiden bereits erwähnten Kommunikationszentren KOZ und KOMM gemachten Erfahrungen.

Wer die Ausdauer aufbringt, sich in Amosers mit signifikanten Bilddokumenten ausgestattetem Band die bislang zeithistorisch weitgehend unbeachteten Kapitel linksalternativer Gruppierungen und Bewegungen in Tirol und besonders in Innsbruck aufblättern zu lassen, der wird über Gebühr belohnt. Denn hier wird ein in der Mitte Europas existierendes soziokulturelles Test- und Experimentierfeld sichtbar gemacht, das in einer ganzen Reihe anderer Länder bereits gut erforscht ist, das nun aber im österreichischen Falle nicht einfach hinter den hohen Bergen der Alpen aus der öffentlichen Wahrnehmung in der Versenkung verschwunden bleiben sollte. Dabei geht es letztlich um die Frage nach den sich vor Jahrzehnten stellenden Möglichkeiten zu einer folgenreichen Liberalisierung der in Tirol bis dahin politisch unangefochten dominanten Bastion eines katholisch geprägten Konservatismus. Vielleicht hatte das ja auch parteipolitische Folgen: Die klerikal-konservative ÖVP, die seit 1945 und bis heute alle Landeshauptmänner gestellt hatte, musste schließlich 1989 erleben, dass sie bei den Landtagswahlen erstmals ihre Zweidrittelmehrheit im Tiroler Landtag einbüßte.

WOLFGANG KRAUSHAAR, Hamburg

Regionale Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Zeitalter globaler Krisen, hg. von WIRTSCHAFTSARCHIV VORARLBERG / WOLFGANG MEIXNER / GERHARD SIEGEL (Sozial- und Wirtschaftshistorische Studien 41), Böhlau Verlag, Wien 2024. ISBN 978-3-205-21774-9, 271 S., 30 Abb.

Der vorliegende Band versammelt Beiträge, die aus einer Tagung des Wirtschaftsarchivs Vorarlberg mit dem Titel *Regionale Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Zeitalter globaler Krisen* hervorgegangen sind. Angesichts eines von den Organisator:innen der Tagung und Herausgebern dieser Publikation konstatierten inflationären Umgangs mit dem Krisenbegriff, der sich zudem in vielen inhaltlichen und räumlichen Varianten präsentiert, verschaffen WOLFGANG MEIXNER und GERHARD SIEGEL in ihrem einleitenden Text einen ebenso kurzen wie informativen Überblick über die Entwicklung des Krisenbegriffs oder besser: der Krisenbegriffe. Die einzelnen Studien, die sich mit recht aktuellen Themenbereichen befassen, haben als verbindendes Element die Frage nach den Folgen globaler Krisen auf Regionen oder „regionale Räume“, wie es die Herausgeber nennen. Dabei sei „die gemeinsame Klammer über alle Beiträge die Abarbeitung an einem individuell gewählten Krisenbegriff“, wodurch „ein neues Licht auf ‚Krise‘ als historische Analysekatgorie geworfen“ werde (Einführung,

S. 11). Diese Einschätzung hat bei mir Verwirrung ausgelöst: Ein individuell gewählter Krisenbegriff als „gemeinsame Klammer“? Angesichts der von den Herausgebern konstatierten Vielfalt der Krisenbegriffe wäre das auf jeden Fall nicht neu, sondern setzt nur die Definitionspluralität fort. Da ich die Position vertrete, dass sich besonders die Geschichtsschreibung im deutschsprachigen Raum bisweilen mit ihrer Liebe zur Theorie selbst im Wege steht, will ich darauf nicht weiter eingehen, sondern mich den Sachbeiträgen zuwenden.

Der Beitrag *Regionen ‚nach dem Boom‘. Krisenerfahrungen nach 1970: Ein Wendepunkt für neue Raum- und Regionenwahrnehmungen* (S. 13–39) von HANS HEISS befasst sich hauptsächlich mit Entwicklungen in Deutschland, Österreich und Italien nach dem Ölpreisschock, als der Glaube an die Korrelation von Demokratie und wirtschaftlicher Prosperität ins Wanken geriet. Heiss zeichnet nach, wie die sozialen und politischen Veränderungen die Regionen stärker ins Blickfeld brachten. Vor allem in den 1980er- und 1990er-Jahren kletterte das *Europa der Regionen*, dessen Wurzeln bis in die 1920er-Jahre zurückreichen, weiter nach oben auf der politischen Agenda in Europa. Diese Hinwendung zur Region war auch eine Stärkung des Denkmalschutzes und „neuer Subjektivität in der Literatur“ (S. 26–29). In der politischen Debatte ist in diesen Jahren auch eine Neuentdeckung des Subsidiaritätsprinzips zu entdecken, das lokale und regionale Strukturen gegenüber der nationalen und europäischen Ebene stärkte und durchaus zu einer Stärkung regionaler Strukturen passte. Heiss bilanziert, dass in dieser Phase die regionale Dimension gegenüber dem Nationalstaatsmodell eine strategische Position erlangen konnte. Entsprechende Diskurse in der Vorbereitung des Vertrags von Maastricht führten aber nicht zu einer Entmachtung der Nationalstaaten in den politischen Entscheidungsprozessen der Europäischen Union.

Der Beitrag von PETER MELICHAR *Was Krisen sichtbar machen. Die Vorarlberg-Krise und andere Krisen der Zwischenkriegszeit* (S. 41–72) stellt den Begriff der Krise ins Zentrum seiner Überlegungen. Die Vorarlberger Landespolitik stand nach dem Ende des Ersten Weltkriegs vor einigen Herausforderungen. Die Initiative, das Bundesland der Schweiz anzugliedern, die Situation in der Stickereiindustrie, die Lage der Hypothekenbank, der landwirtschaftlichen Genossenschaften und der Landwirtschaftskrankenkasse bewirkten laut Melichar eine politische Krise und die beschränkten Kompetenzen der Landespolitik, darauf zu reagieren, waren wichtige Auslöser. Darauf aufbauend diskutiert Melichar den Krisenbegriff und stellt fest: „Jede Krise setzt sich notwendig zusammen aus zahlreichen Fällen und Fallgeschichten und einem Urteil dazu“ (S. 69). Dass die Krise eines sozialen bzw. politischen Systems durch verschiedene Entwicklungen, Ereignisse initiiert oder befeuert werden kann, überrascht eigentlich nicht. Interessant wäre die Frage, welche Ereignisse bzw. Entwicklungen in der Lage sind, eine ernste Störung des politischen Systems herbeizuführen, und weshalb. Was bewirkt, dass die Einzelfälle kollektiv als Krise wahrgenommen werden?

Mit dem Beitrag von Max Lemmenmeier geht der Blick auf die andere Rheinseite in den Kanton Sankt Gallen: Der Beitrag *Ölpreisschock, Wachstumsgrenzen und Wirtschaftskrise im Kanton St. Gallen in den Siebzigerjahren* (S. 213–242) untersucht Verlauf sowie Folgen des Ölpreisschocks von 1973 und 1974 auf Energiekonsum, Wirtschaftsentwicklung und Umweltbewusstsein im Kanton St. Gallen. Die autofreien Sonntage wurden von der Bevölkerung in der Ostschweiz wie anderswo in Europa eher als besonderes Freizeiterlebnis denn als bedrohliche Energiesparmaß-

nahme rezipiert. Tatsächlich gab es in jenen Jahren keine ernste Knappheit bei der Treibstoffversorgung. Lemmenmeier weist auch nach, dass es in unmittelbarer Folge der Ölpreiskrise zu keinem ökologisch orientierten Umdenken beim Umgang mit fossilen Energieträgern kam. Die Umweltbewegung konnte vorerst mit ihren Warnungen und Alternativen bei der breiten Bevölkerung nicht reüssieren.

ROBERT GROSS' Studie befasst sich mit einem weiteren fossilen Energieträger, dem Erdgas. Sein Beitrag *Verknappung, Krise und Import. Zur Geschichte der Erdgasabhängigkeit Ostösterreichs* (S. 243–271) ist angesichts der Folgen des russischen Überfalls auf die Ukraine höchst aktuell. Die sich Mitte der 1960er-Jahre in Österreich anbahnende Erdgaskrise führt der Beitrag auch auf einen erhöhten Bedarf infolge des Ausbaus der regionalen Erdgasnetze zurück. Schließlich habe die Erdgaskrise durch den ersten Importvertrag mit der UdSSR abgewendet werden können.

Globalisierung führt nicht nur zu Krisen mit negativen Auswirkungen, Regionen können aus Phasen der Destabilisierung auch gestärkt hervorgehen, wenn die Rahmenbedingungen passen. Hierfür würde man in Deutschland entlang der ehemaligen Zonengrenze Erkenntnisse gewinnen können. Diese stehen hier jedoch nicht zur Diskussion. Aber der Beitrag von ANDREA BONOLDI über die ökonomische Entwicklung der oberitalienischen Region Trentino-Südtirol (*Wirtschaftliche Entwicklung um und in der Krise. Strukturelle Transformationen und wirtschaftspolitische Strategien in Trentino-Südtirol, 1960–1995*, S. 185–211) greift die Thematik auf und zeigt Prozesse, die zu einem Vergleich mit den Regionen im ehemaligen Zonenrandgebiet anregen. Hier wie dort waren Veränderungen im sozialen und politischen Umfeld, räumlich-strukturelle Veränderungen sowie Aufholprozesse wichtige Faktoren des wirtschaftlichen Wachstums, aber auch von Rückschlägen. Bonoldi zeichnet den wirtschaftlichen Aufstieg der Region Trentino-Südtirol in – global betrachtet – schwierigem wirtschaftlichen Umfeld nach und identifiziert als wichtige Grundlagen für diese positive Entwicklung einen Richtungswechsel der lokalen Politik (vor allem S. 205 ff.), die dank ihres Sonderstatus' finanziell besser ausgestattet war als die italienischen Regionen ohne einen solchen, sowie infrastrukturelle Maßnahmen wie die Fertigstellung der Brennerautobahn, die Intensivierung des Handels innerhalb der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft und nicht zuletzt der Ausbau der Tourismuswirtschaft und der Dienstleistungen (S. 209 ff.).

ANDREAS RESCH widmet sich mit seiner Studie *Die Bankenkrise der 1920er-Jahre in Westösterreich am Beispiel der Agrarbank für die Alpenländer und der Tiroler/Alpenländischen Vereinsbank* (S. 73–105) den Auswirkungen einer einschneidenden Phase des österreichischen Finanzsektors auf den Westen der Republik. Dem Großteil der Bankengründungen in der Phase der Hyperinflation in Österreich war nur eine kurze Lebensdauer beschieden. Die beiden hier untersuchten Institute sollten einen wirtschaftlichen Spielraum gegenüber den großen Wiener Banken ermöglichen. Allerdings gelang es nicht, wirtschaftlich tragfähige Konzepte für die Bankhäuser zu entwickeln. Den Großteil des finanziellen Schadens der westösterreichischen Bankenstrategie mussten schließlich Wiener Zentralinstitute und Großaktionäre verkraften, während die finanziellen Folgen in der Region, vor allem für Inhaber:innen von Bausparverträgen und Sparbüchern, überschaubar blieben.

Der Beitrag *Tourismus in der Krise* von KATHARINA SCHARF und MARTIN KNOLL (S. 165–183) untersucht drei verschiedene Aspekte des Verhältnisses zwischen Tourismus und Krisen: Krisen beeinflussen das Reiseverhalten, womit Krisen eine

unmittelbare Wirkung auf Qualität und Ausmaß von Tourismus haben. Tourismus kann auch die Destinationen in eine Krise stürzen. Die sozialen, wirtschaftlichen und ökologischen Folgen vor allem von *Overtourism* führen mittlerweile zu wachsendem Widerstand der einheimischen Bevölkerung und zu erstem Gegensteuern durch die lokale und regionale Politik. Die Folgen von *Overtourism* können eine vorher beliebte Urlaubsdestination in eine Tourismuskrisis stürzen. Die Tourismuswirtschaft sieht sich zudem permanent mit exogenen Beeinflussungen konfrontiert. Der Beitrag nennt explizit Umweltkatastrophen, Aggression und Gewalt. Hinzu kommt wohl auch das Handling von Krisenlagen durch Politik und Gesellschaft, wofür das Covid-Regime ein aktuelles Beispiel ist. Das Fazit ist, dass Tourismus einerseits krisenanfällig und zugleich Krisentreiber ist. Für die systematische Einordnung haben sich Scharf und Knoll für die Verwendung einer Definition aus dem *Handbuch Krisenforschung* von Frank Bösch et al. von 2020 entschieden: Krisen sind demnach als „breite öffentliche Wahrnehmung bedrohlicher Herausforderungen“ zu verstehen, die eine rasche und grundlegende Veränderung zu deren Überwindung verlangen (S. 168).

Die von Bösch et al. vorgeschlagene Definition erscheint für historische Studien erkenntnisfördernd. Es stellt sich die Frage, wodurch wird die kollektive öffentliche Wahrnehmung einer Lage als Krise ausgelöst? Derzeit wird Bürokratie als wesentliches Element wirtschaftlicher und politischer Fehlentwicklungen gesehen. Über viele Jahre hinweg traf man häufig auf Akteur:innen, die über bürokratische Hemmnisse geklagt haben. Es kam aber zu keiner Bündelung individueller Unzufriedenheit zu einer Fokussierung von Bürokratie und Regulierungen als bedrohlichem Zustand, zu einem kollektiven Krisenbewusstsein. Wodurch entsteht das öffentliche Krisenbewusstsein, die Fokussierung auf einen Zustand, der als gemeinsames Problem gesehen wird?

Krisen kennen nicht nur Verlierer:innen, dies geht aus einigen Beiträgen hervor. Speziell wendet sich ERNST LANGTHALERS Beitrag *Die wundersame Krisengewinnerin. Sojaexpansion im US-amerikanischen Maisgürtel in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts* (S. 141–164) der Sojabohne zu, die er als Gewinnerin aus der Krise des traditionellen Agrarsystems im US-amerikanischen Mittleren Westen hervorgehen sieht: In Nordamerika wie in Europa schätzte man die Sojabohne wegen ihrer Verwendungsmöglichkeiten für die menschliche Ernährung und als Viehfutter sowie weiterer als vorteilhaft angesehener Eigenschaften. Der regionale Sojakomplex im US-amerikanischen Mittleren Westen – also das Netzwerk aus Züchtung, Anbau, Transport, Verarbeitung und Verwertung – erlangte in der US-zentrierten Lebensmittelordnung der Nachkriegszeit globale Reichweite. Nach dem Zweiten Weltkrieg breitete sich der Sojaanbau ausgehend von den USA global aus. Trotz der globalen Ausweitung der Anbauregionen sind die USA immer noch der zweitgrößte Sojaproduzent nach Brasilien.

MARINA HILBER präsentiert mit ihrem Beitrag *Keine Heilung in Sicht? Vorarlberg, Polio und das Kinderlähmungs-Institut des Dr. Püschel* (S. 107–139) ein gesundheitspolitisches Thema: Sie weist nach, dass die Vorarlberger Landesregierung nicht angemessen auf die Kinderlähmungswelle, der in den 1950er-Jahren viele Kinder zum Opfer fielen und die 1958 Vorarlberg heftig traf, reagierte und der Ausbreitung der Infektionskrankheit in Vorarlberg nicht wirksam entgegentrat. Während in anderen Teilen Österreichs besonders bedrohte Altersgruppen geimpft wurden, hat die Vorarlberger Landesregierung keine Impfkampagne gestartet. Man hat die Wirksamkeit des

Impfstoffes unterschätzt und zudem keine Budgetmittel freigegeben. Dieses Nicht-handeln provozierte eine im Vergleich zu anderen Regionen hohe Zahl an Todesfällen. In dieser Situation gelang es Wilhelm Püschel, sein Polio-Institut erfolgreich zu etablieren. Püschel verfolgte ein spezielles, fragwürdiges Physiotherapiekonzept, das beim Publikum allerdings auf große Resonanz stieß, wohl auch weil es kein konsistentes Konzept weder für die Prävention noch für die Behandlung und Nachsorge seitens des Bundeslandes gab.

Der vorliegende Band präsentiert regionale und sektorale Studien, die in der Lage sind, den Wissensstand über Auslöser, Verlauf und Wirkung von Krisen zu erweitern und Perspektiven für weitere Studien zu eröffnen. Wer einen fundamental theoretischen Diskurs über die Begrifflichkeit Krise erwartet, den wird die Lektüre der Beiträge nicht unbedingt zufriedenstellen. Der Umgang mit dem Krisenbegriff ist fast so vielfältig wie die einzelnen Themenstellungen in den Beiträgen. Dies muss aber nicht als Manko dieses Buches gesehen werden.

JÜRGEN NAUTZ, Ahnatal-Weimar

I media nei processi elettorali. Modelli ed esperienze tra età moderna e contemporanea, hg. von MAURIZIO CAU / CHRISTOPH CORNELISSEN (Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento, Quaderni 106), il Mulino, Bologna 2020. ISBN 978-88-15-28718-2, 432 S.

Der enge Zusammenhang zwischen Wahlen und Medien zeigte sich in einem Wahljahr wie 2024 mit aller Evidenz. Neben Frankreich, Österreich und deutschen Bundesländern hat vor allem in den USA der Einsatz aller denkbaren Medienkanäle, das Lancieren von Fake News und Social Bots den Ausgang der *Schicksalswahlen* zwischen Trump und Harris wesentlich bestimmt. Längst entscheiden die mediale Präsentation von Wahlkampagnen und der Auftritt von Kandidat:innen in klassischen Formaten von Presse, Rundfunk und Fernsehen, erst recht in sozialen Medien und mittels KI maßgeblich über Wahlausgänge. Aber der auf Plätzen oder von Tür zu Tür geführte Straßenwahlkampf bleibt eine Form der Präsentation, die vor dem Hintergrund medialer Bilder von Wahlwerbenden und Parteien reale Begegnungen zwischen Wahlvolk und Kandidat:innen schafft. Er bricht die Wirkung visueller Botschaften und vermittelt zumindest den Anflug einer Kampagne „unter Anwesenden“ (Rudolf Schlögl).

So ist es verdienstvoll, wenn die Herausgeber des vorliegenden Bandes die jüngst rasant gestiegene Medienmacht in Wahlkämpfen in einen weit zurückreichenden historischen Kontext einbetten. 15 Beiträge umspannen einen Zeitraum von der Frühen Neuzeit bis in die unmittelbare Gegenwart, wobei die *Mediatisation* des 20. Jahrhunderts mit zehn Aufsätzen Präferenz genießt. Den Brückenschlag zwischen entfernten Zeitepochen leisten MAURIZIO CAU und CHRISTOPH CORNELISSEN in ihrer problemorientierten Einleitung, an die eine ausführliche Reflexion von SIMONE DERIX zum Verhältnis von Wahlen und Medien anschließt. Die Ausdifferenzierung des Mediensystems, seine historische Chronologie, das Timing und die Zeitstruktur von Wahlen nutzt Derox als analytische Kategorien, ehe sie auf die Beobachterfunktion von

Medien und schließlich auf die Interaktion von Politik und Medien eingeht. Derix betrachtet den Prozess der Medialisierung als grundsätzlichen Zugang zur Analyse moderner Gesellschaften, vor allem in Zusammenhang mit Wahlvorgängen.

Der anschließende Abschnitt macht deutlich, wie bereits in der Frühen Neuzeit, im vormodernen Setting der Wahlen von Päpsten und Dogen, die mediale Vermittlung von Kandidat:innen und ihren Qualitäten eine wesentliche Rolle spielte; auf diese Frühformen geht diese Besprechung nicht weiter ein.

Die Entstehung einer breiteren, vom Aufstieg der Presse getragenen, von Zensur zunehmend befreiten Öffentlichkeit im 19. Jahrhundert ging einher mit dem schrittweise erweiterten Wahlrecht. Die durch den Zensus lange eingeschränkte Wahlberechtigung erweiterte sich um 1900 und steigerte die Bedeutung zunächst der Presse, später von vielfältiger medialer Kommunikation. FRANK BÖSCH vergleicht die mediale Intervention in Deutschland und Großbritannien seit dem späten 19. Jahrhundert. Der Diskursorientierung britischer Blätter stand die regional und parteilich segmentierte Zeitungslandschaft im Deutschen Reich, später in der Bundesrepublik Deutschland gegenüber. Unterhaus und Reichstag sicherten der Presse bereits um 1890 eine stattliche Anzahl von Plätzen, um die Debatten zu verfolgen. Die Berichterstattung wies zunächst oft Protokoll-Charakter auf, erst später entstanden daraus Reportagen und Hintergrundberichte. Die Lobby-Funktion bestimmter Blätter war in Großbritannien um 1880 ausgeprägter als in Deutschland. Dass längst nicht nur Gebildete die Parlamentsberichte verfolgten, belegt Bösch ebenso wie den nach dem Einschnitt der NS-Diktatur ab 1949 rasch einsetzenden „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ in Deutschland. Der Zugang von Rundfunk und Fernsehen wurde im Unterhaus weit restriktiver gehandhabt als im Bundestag, wo Radioübertragungen sofort ermöglicht wurden. Die Überwältigung der parlamentarischen Diskurs- und Deutungshoheit seit den 1980er-Jahren durch die Medien wird von Bösch nur skizziert, liegt aber anschaulich vor Augen. Namensverschreibungen deutscher Politiker („Ehrard“, „Heineman“, „Tucholski“) erwecken in diesem Beitrag leider den Eindruck, dass Herausgeber und Autor die Fahnenkorrektur als lästige Pflichtübung empfunden haben. Hätten sich die Editoren zu einem Namensregister (das leider fehlt) entschlossen, wären ihnen die Fehler gewiss aufgefallen.

THOMAS MERGEL erschließt souverän, wie sich in der Bundesrepublik Deutschland der Jahre um 1985 zwar der Medieneinsatz verstärkte, aber die vielbeschworene Amerikanisierung nur selektiv zum Zuge kam. Beim Auftreten neuer politischer Bewegungen spielten Bildmedien ebenso eine Rolle wie die wachsende Politikskepsis. Die Mobilisierung von Wähler:innen vor und um 1980 war getragen von politischer Leidenschaft wie demokratischem Aufbruch, in sie mischten sich aber auch Anzeichen eines künftigen Populismus.

Ein regional klar umschriebenes, zeitlich eingegrenztes Fallbeispiel zur Rolle von Zeitungen bietet ELENA TONEZZER im Blick auf die Rolle der Trentiner Presse in den Reichsratswahlen 1907. In den erstmals nach allgemeinem (Männer)-Wahlrecht durchgeführten Wahlgang triellierten sich die drei großen Lager der Liberalen, Sozialisten und der Katholiken in ihren Subfraktionen in unerhörter Schärfe, wobei die mediale Feuerkraft der Christlichsozialen durchschlagenden Erfolg erzielte. Tonezzers Analyse der Parteien- und Presselandschaft im Trentino in der späten Monarchie schafft Überblick am Ende einer langen Entwicklung. Die Ausweitung des Wahlrechts auf Frauen in Italien nach Kriegsende 1945, vor allem bei den ersten demo-

kratischen Parlamentswahlen von April 1948, sicherte Frauen als Wählerinnen wie als Kandidatinnen überfällige Rechte, stellte sie aber auch vor neue Herausforderungen. Die Vorbereitung als Kandidatinnen durch die Volksparteien, vor allem die *Democrazia Cristiana* und den PCI, die Reaktionen der Männeröffentlichkeit und die Auftritte selbst schildert CECILIA NUBOLA mit großer Eindringlichkeit. Die Empfindungen der Wahlwerberinnen, Vorbereitungen von Wahlauftritten sowie die Verläufe selbst gehen aus Ego-Dokumenten hervor, die Frauen zeitgenössisch oder sehr viel später niederlegten. Sie deuten das sexistische und patriarchale Setting an, in dem sie auftraten, beeindrucken aber durch Mut und retrospektiven Stolz.

CLAUDIA GATZKA hat 2019 eine fundamentale Untersuchung über *Die Demokratie der Wähler* in Deutschland und Italien, wo Faschismus und NS-System die parlamentarische Demokratie zerstört hatten, vorgelegt. Die völlig unterschiedliche Rolle der Parteien in Italien, wo *Democrazia Cristiana* und Kommunisten bereits seit 1943 als anerkannte politische Kräfte, als Träger von Weltanschauungen wie als tragende Sozialmilieus agierten, unterschied sich gründlich von der bundesdeutschen Situation, wo den Parteien weit mehr Skepsis entgegenschlug und ihnen bis um 1970 mit Distanz begegnet wurde. Die dominante Rolle der Großparteien in der italienischen Gesellschaft schwand mit *Sessantotto* und Wertewandel, während in Deutschland APO und Student:innenrebellion das *standing* von Parteien stärkte. Leider ist die Übersetzung des anspruchsvollen Beitrags zwar bemüht-korrekt, aber oft kaum verständlich; engere Abstimmung zwischen Autorin, Herausgebern und Übersetzer hätte Informationsdichte und Abstraktionsniveau des Beitrags besser vermittelt.

LAURA DI FABIOS Fallstudie zum deutschen Bundestagswahlkampf im Herbst 1980 erhellt den Zusammenhang zwischen dem Terrorakt auf dem Münchner Oktoberfest am 26. September 1980 und dem zeitgleichen Wahlgang, der im Kanzlerduell zwischen Amtsinhaber Helmut Schmidt und Franz Josef Strauß gipfelte. Der blutige Anschlag trug unerreichte Dramatik und Dynamik in das politische Kräfteressen: Die Polarisierung zwischen dem staatsmännischen Schmidt und dem unbeherrschten Strauß sowie die erhöhten Anforderungen an eine zeitnahe wie präzise mediale Berichterstattung sorgten für neue Qualität.

Der letzte Abschnitt des Bandes gilt dem Stellenwert visueller Medien. Ein Glanzstück ist die Untersuchung von MAURIZIO CAU über politische Plakate im ersten Jahrzehnt der Republik Italien 1946–1956. Plakate waren mangels anderer visueller Bildmedien Hauptträger politischer Kommunikation und wurden wirkungsästhetisch, kommunikativ und in ihren Aussagen zugespitzt gestaltet. Sie besetzten den öffentlichen Raum, den sie emotional und propagandistisch aufluden: durch Verdammung des politischen Gegners (Kommunisten versus Christdemokraten), in der Kontrastierung von Kernaussagen, im Duell der Antagonisten (De Gasperi versus Togliatti), in historischen Bezügen (Beschwörung von Garibaldi), im Adressat:innenbezug (Frauen, Katholik:innen, Arbeiter:innen). Die Hochkonjunktur des politischen Plakats endete 1956, aufgrund Affiche-Beschränkungen im öffentlichen Raum, neuer Abkommen zur Propaganda und nicht zuletzt wegen des Aufstiegs des Fernsehens. Der suggestive wie anarchische Plakateinsatz steuerte danach in ruhigere Bahnen.

Wie nicht nur die Politik, sondern auch ein Konklave im Vatikan zum Medienevent aufrückte, demonstriert der Beitrag von FEDERICO RUOZZI zum Tod von Pius XII. im Oktober 1958 und der anschließenden Wahl Johannes' XXIII.: Die grundsätzlich perfekte Dramaturgie vom tragischen Sterben von Päpsten hin zur beglückenden Nach-

folger-Neuwahl im Konklave war ein idealer Trigger für eine große Öffentlichkeit. Die Klimax begann mit dem Ableben des charismatischen Pius XII., dessen Sterben gnadenlos fotografisch festgehalten wurde. Das Konklave und seine vielfältigen Reaktionen waren ein wichtiges Versuchsfeld für das aufsteigende Fernsehen, das mit ständigen Live-Berichten, Hintergrundreportagen und Vorankündigungen die Erwartungen maßlos steigerte. Bei der Wahl des französischen Staatspräsidenten 1969 gelang es, Georges Pompidou in der Nachfolge des legendären Charles de Gaulle zur Leaderfigur zu stilisieren. Nach der autoritären, medial sperrigen Präsenz des vormaligen Generals gelang es dem geschmeidigen, Seriosität und Zugänglichkeit vermittelnden Pompidou, durch virtuose TV-Nutzung die Konkurrenz zu deklassieren.

Der Band erschließt in vielfältigen Zugriffen das enge Verhältnis zwischen Wahlen und Medienentfaltung, deren Einfluss zunehmend überwältigend erscheint. Wahlen „zwischen Wille und Vorstellung“, so ließe sich in Anlehnung an Schopenhauer die kapillar medialisierte politische Öffentlichkeit der Gegenwart lakonisch charakterisieren. Und nach aller Rasanz der letzten Jahrzehnte dreht sich die Medienspirale weiter; der Sammelband erschließt in historischer Perspektive eine progressive Zuspitzung, die wenig Anlass zu Optimismus gibt.

HANS HEISS, Brixen

THOMAS HELLMUTH, **Austrofaschismus. Eine Identitätsgeschichte**, Böhlau, Wien 2024. ISBN 978-3-205-22044-2, 218 S., 32 Abb.

Kompakt und gehaltvoll präsentiert der Wiener Historiker Thomas Hellmuth auf lediglich 150 Textseiten eine synthetische Identitätsgeschichte des Austrofaschismus, die uns den österreichischen *Ständestaat* zwischen 1933 und 1938 besser verstehen lässt. Dabei streift er die politischen Vorgänge und konzentriert sich auf die grundlegenden Ideologien und Identitätskonstrukte, deren Wirkmacht – das sei vorweggenommen – beschränkt war. Zudem geht er identitätsgeschichtlichen Versatzstücken nach, die erst in der Zweiten Republik zur Geltung gelangten und die Entwicklung des österreichischen Nationalbewusstseins beeinflussten.

Die kulturwissenschaftliche Studie gliedert sich in sechs Kapitel, denen jeweils eine kurze Einführung vorangestellt ist und die wiederum in übersichtliche kleinere Einheiten unterteilt sind. Im Kapitel eins geht es um die „Konkurrenz der Systeme“ (S. 15). Der Autor stellt die verschiedenen Parteien und politischen Strömungen in den 1920er-Jahren und ihr jeweiliges Verhältnis zur Ersten Republik vor. Beinahe bei allen konstatiert er eine ausgeprägte Orientierung nach Deutschland und eine kollektive Identitätskrise. Er beschreibt das unter anderem durch Chauvinismus und Antisemitismus geprägte gesellschaftliche Klima, den immer stärker werdenden Ruf nach autoritären Gesellschaftsmodellen und den Weg in die Diktatur mit den Vorfällen in Schattendorf 1927, dem Justizpalastbrand in Wien, bis zum Staatsstreich im März 1933, der in der Vergangenheit häufig euphemistisch als *Selbstausschaltung* des Parlaments abgetan wurde.

Im zweiten Kapitel bearbeitet der Autor die Ideologie des Austrofaschismus. Breiten Raum widmet er dem katholisch-christlichen Universalismus der Christlich-

sozialen, gemäß ihrer Selbstdefinition die Vertreter des „wahren Deutschtums“ (S. 34). Österreich wurde als Fortsetzung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und der Habsburgermonarchie begriffen, in dem sich das eigentliche, im Hinblick auf NS-Deutschland bessere Deutschland manifestiere und dem durch die Vermittlung der deutschen Leitkultur gleichsam eine europäische Führungsposition zukomme. Die innere Ordnung des Landes sollte auf der „organischen Demokratie“ beruhen, das heißt dem harmonischen Zusammenwirken und Ineinandergreifen der Familien, Gemeinden, Länder und Berufsstände – in klarer Abgrenzung zum Individualismus der Aufklärung – mit einer autoritären, den Willen des Volkes verkörpernden Führung. Gerade die Neueinteilung und -organisation der Gesellschaft nach Ständen blieb jedoch Stückwerk, der *Ständestaat* existierte zu großen Teilen nur in den Reden Dollfuß' und Schuschnigg's. In der Folge werden noch die am 1. Mai 1934 proklamierte, autoritäre Verfassung abgehandelt und der Aufbau der *Vaterländischen Front* beschrieben, die sich am faschistischen Italien und am nationalsozialistischen Deutschland orientierte.

Um die zentralen Identitätsbausteine im Austrofaschismus geht es im dritten Kapitel. Diese erkennt der Autor im Mythos der Habsburger, denen „Warmherzigkeit, Schlichtheit und Weltoffenheit“ (S. 63–64) attestiert wurden, sowie im Katholizismus und im Barock. Als weitere Bausteine werden die schöne Landschaft und Ursprünglichkeit angeführt, wozu schon einmal Traditionen, etwa im Trachtenwesen, erfunden wurden, sowie Vaterlandstreue, Heimatliebe und Heldentum.

Mit der Manipulation bzw. Indoktrination der Gesellschaft beschäftigt sich Kapitel vier. Dazu werden Bildungssysteme wie Schule und Universitäten untersucht und die festlichen Inszenierungen analysiert, die Elemente katholischer Kulthandlungen enthielten. Die Rolle der Literatur, des Theaters und der Salzburger Festspiele in diesem Identitätsbildungsprozess werden ebenso unter die Lupe genommen wie die der Presse, des Radios und des Films.

„Das große Scheitern der Identitätswerkstatt“ (S. 113) ist das Thema des folgenden Abschnittes. Demnach gelang es den Austrofaschisten nicht, die Bevölkerung vom Projekt Ständestaat gänzlich zu überzeugen, da die Ideologie zu komplex, undurchsichtig, künstlich und teilweise schlichtweg unverständlich war – und dies trotz massiver Propagandaanstrengungen. Weiterhin erschienen in der damaligen Presse kritische Zeitungsartikel, der politische Widerstand von Seiten der Sozialdemokratie konnte auch nach dem Februar 1934 nie ganz gebrochen werden. Außerdem glitt der Führerkult unter Engelbert Dollfuß manchmal in die Lächerlichkeit ab.

Ein Ziel der Konstruktion einer spezifisch österreichischen Identität bestand darin, sich von NS-Deutschland abzugrenzen, um damit die Unabhängigkeit zu bewahren. Mit der Übernahme zahlreicher NS-Ideologeme wurde dieses Vorhaben aber geradezu unterlaufen. So war etwa die in der Literatur proklamierte *Erdverbundenheit*, gekoppelt mit der Ablehnung der Moderne, von der Blut-und-Boden-Ideologie der Nationalsozialisten praktisch nicht zu unterscheiden. So wurde dem Nationalsozialismus geradezu vorgearbeitet. Dies galt selbst für den Antisemitismus, der zwar offiziell dezidiert abgelehnt wurde, in der gesellschaftlichen und politischen Praxis aber sehr präsent war.

Im letzten Kapitel macht sich der Autor auf die Suche nach Spuren austrofaschistischer Identitätsmerkmale in der Zweiten Republik. Bestimmte Bausteine wie der Anspruch, das „wahre Deutschtum“ zu vertreten, oder die „martialische Vater-

landsiebe“ (S. 136) wurden nicht wieder aufgegriffen, andere hingegen sehr wohl. Konzentriert finden sich diese in den Sissi-Filmen der 1950er-Jahre. In diesen wird der habsburgische Mythos zelebriert, der Naturlandschaft und *Volkskultur* gehuldigt und das Bild des durch Katholizismus und Barock geprägten, gutmütigen, friedfertigen und lebensfrohen Österreichers gezeichnet. In den Schulbüchern jener Zeit wird Österreich eine Sonderrolle im *Herzen Europas* zugeschrieben, eine Vermittlerposition zwischen Ost und West. Die im Austrofaschismus als besonders identitätsstiftend geltenden, da als Rettung des Abendlandes gewerteten Türkenkriege, mit der Belagerung Wiens 1683 als Höhepunkt, blieben in die Identitätslandkarte der Zweiten Republik weiterhin eingeschrieben, allerdings gedachte man ihrer weit weniger kriegerisch.

In seinem Resümee versucht der Autor unter anderem eine Bewertung des politischen Systems der Jahre 1933 bis 1938 in Österreich. Das Ergebnis ist eindeutig: Es handelte sich um Faschismus. Abschließend plädiert er für die Entwicklung einer „dynamischen Identität“ (S. 153), die dem gegenwärtigen, vor allem durch die Migrationsströme hervorgerufenen gesellschaftlichen Wandel Rechnung trage. Im Anhang finden sich neben dem Quellen- und Literaturverzeichnis eine nützliche Zeittafel sowie ein Sach- und Personenregister. Dort fehlt leider mit dem auf den Seiten 99 bis 101 mehrfach genannten Schriftsteller Josef Wenter ein wichtiger Eintrag. – Ein lässliches Versehen, was auch für einige Grammatik- und Tippfehler gilt.

Vielleicht mögen manche Leserinnen und Leser zu geringen begriffsdefinitiven Tiefgang beanstanden. Dieser Verzicht hat aber große Vorteile hinsichtlich des Leseflusses und des Lesevergnügens. Der Autor ist sprachlich gewandt und schreibt spannend, die Inhalte sind aufschlussreich und bieten so manches Aha-Erlebnis. Der Text wird durch gut gewählte Abbildungen ergänzt, Verweise im Fließtext auf in anderen Abschnitten behandelte Themen sind hilfreich und erleichtern den praktischen Gebrauch des Buches.

STEFAN LECHNER, Pfalzen

SYBILLE MOSER-ERNST / URSULA MARINELLI, **Das Bild des Peter Anich – Der Porträtmaler Philipp Haller in einer Studie zu Kunst und Wissenschaft im 18. Jahrhundert**, innsbruck university press, Innsbruck 2025. ISBN 978-99106-145-8, 144 S., 59 s/w-Abb., Farbtafeln.

Aus der Perspektive des akademisch kunsthistorischen Mainstreams betrachtet ist der Band der beiden Autorinnen bemerkenswert. Er enthält eigentlich zwei ineinander verschränkte Bücher: zur Porträtkunst des 18. Jahrhunderts am Beispiel des Innsbrucker Malers Philipp Haller sowie eine Methodendiskussion und Kritik der eigenen Disziplin. Diese, nicht immer leicht zu konsumierende Spreizung kündigt sich mit Titel und Untertitel bereits an, hier das Bild, dort die Wissenschaft.

Es ist ein Buch gegen das Verschwinden des Autors – und gegen die zugehörige Theoriebildung des letzten halben Jahrhunderts – geworden, ein Plädoyer für die Kenntnis des Werkes als Objekt und das Handwerkszeug als Historiker:in. Wenn dabei Autorschaft naheliegend nach den Identitäten von Porträtiertem (Anich) und

dem Maler (Haller) fragt, so schleust der Text an etlichen Stellen den Blick auf die Autorinnen selbst ein, eine Selbstbezüglichkeit, die wohl aus der Absicht erwächst, ihr forschendes Vorgehen offenzulegen, den Leser sozusagen an der Entstehung des vorliegenden Ergebnisses teilnehmen zu lassen. Das Kriminalistische, das sich damit eröffnet, hat auch damit zu tun, dass der porträtierte Protagonist Peter Anich wohl nur Spezialist:innen, und der Maler Philipp Haller, über den man nach Quellen auch sonst wenig weiß, allenfalls der lokalen Gemeinde Kunstinteressierter bekannt sein dürften.

Die bereits vermerkte, verblüffende Überblendung der originär kunsthistorischen Arbeit mit einer retrospektiven Methodendiskussion zur eigenen Disziplin mag durch das Genre, das hier verhandelt wird, seine Berechtigung finden. Es geht um das Porträt als eine der ältesten Bildverfahren der Anthropogenese. Doch der Reihe nach.

Anlass zum Projekt, dessen Resultat uns hier vorliegt, war die Briefmarkenedition der Österreichischen Post zum 300. Geburtstag im Jahre 2023, die den als *Bauernkartograph* titulierten Anich feierte. Im Buch trifft er auf Philipp Haller, dessen Porträts gleich doppelt anwesend sind, im Bestand des Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, von dem eines aus der Sammlung der Universität stammt, das Original und seine Kopie. Der Anstoß zum Forschen kam dann von *außerhalb*, vom Rektor der Universität Innsbruck, einem Physiker. Schließlich geht es um Bilder des zu seiner Zeit international weit gerühmten Kartographen und Geometers der Universität, Autor des famosen *Atlas Tyrolensis*, und dann um seinen vergessenen und heute nur fragmentarisch bekannten Maler, Philipp Haller, seinerzeit bester Porträtist der Stadt. Man mag damit den Band auch als aktuellen Beitrag in der Diskussion zu Zentrum und Peripherie lesen, denn auch wenn es mit dem Habsburger Reich, einem Blick auf Paris und Venedig um Gravitationszentren der Neuzeit geht, mit Tirol klingt zugleich das Thema von Transfer und Appropriation an, wie es für eine Grenzregion zwischen Habsburg und Venetien Relevanz hat.

Das Porträt Anichs, das in zwei Versionen vorliegt, stellt die im Buch verhandelte Frage nach dem Original, eine Ausgangslage, die in der Folge das Arsenal dessen, was wir als klassische Kunstgeschichte zunehmend unterschätzen, freisetzt. Die unübersichtlichen Umstände des soziopolitischen Befunds führen zu einer Erzählung von detektivischer Arbeit, die wir im Buch bestaunen können, zu Problemlagen von Kopie, Wiederholung, Replik, Varianten und anderen Imitationen, aber eben auch die von Ähnlichkeit, *Vraisemblance* oder *likeness*.

Im ersten Kapitel der dreiteiligen Arbeit (*Auf den Spuren des Bildnismalers Philipp Haller*) geht es um den kunst- und kulturhistorischen Kontext des zwischen Spätbarock und Frühklassizismus changierenden Œuvres des – nach den wenigen, oft auf Lexikoneinträge beschränkten Beiträgen zu Haller und nach stilistischen Indizien zu urteilen – Schülers des Venezianers Giovanni Battista Piazzetta. Betrachtet und, mit einigen Zuschreibungen durch die Verfasserinnen, auch rekonstituiert wird das gesamte Werk Hallers, wenn es um die Porträtmalerei geht. Fragen nach den für die Zeit üblichen Kopisten führen uns nach Warschau, zum Maler Johann Baptist Lampi d. Ä., zu vielen der Tiroler Privatsammlungen, aber auch in das Umfeld der Welschtiroler Akademien, zur *Accademia degli Accesi* nach Trient oder der *Accademia dei Dodonei* in Rovereto und zurück nach Innsbruck zur *Accademia Taxiana*, die dreimal den Namen wechselte.

Die Autorin stellt sich explizit in die Tradition der *microstoria* Carlo Ginzburgs. Ein Archäologe würde das Vorgehen wohl erweiterte Fundvergesellschaftung nen-

nen. Wir erfahren viel über die politische Verfasstheit Tirols, indem die Familien der adeligen Auftraggeber Hallers zu Kronzeugen dessen Schaffens werden. Der Adel „holt sich Haller als Porträtmaler“, der, so erfahren wir, nicht einmal Mitglied der Innsbrucker Zunft war und mit dieser im Streit lag. In der Tat legen einige Archivalien die Sonderstellung Hallers samt ihrer Privilegien offen. Zu nennen sind vor allem die Familien Sternbach (mit dem Porträt von Johann Georg von Sternbach im Palais in Bruneck, in Diensten Kaiser Karl VI.), dann die altadeligen Grafen Wolkenstein (vertreten mit dem Bildnis des Landeshauptmanns Caspar Paris Dominik und seiner Kopie) sowie schließlich die von Sperges (mit dem Bildnis Norbert von Sperges, Abt des Chorherrenstifts Wilten). Moser-Ernst entdeckt uns mit diesem Kontext das Panorama der Tiroler Machtverhältnisse ebenso, wie sie uns Bilder beschreibt, zuschreibt und so interpretiert, dass der Wechsel von den Formeln des höfischen Repräsentationsporträts zur aufgeklärten, modischen Darstellung in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts nachvollziehbar und anschaulich wird; sozusagen im Wandel Tirols vom Fürstentum zur Provinz, vom Absolutismus zum aufklärerischen Josephinismus nach der Herrschaft Maria Theresias.

Damit hält notgedrungen das komplexe Thema der Kennerschaft Einzug, das zum Ende des Kapitels anhand eines Rekurses auf Morelli, Max Friedländer (*Von Kunst und Kennerschaft*), auf Carlo Ginzburg und Christine Tauber reflektiert wird. Das dies nicht in extenso geleistet werden kann, versteht sich im Blick auf den Umfang der Publikation von selbst. Wir haben den Eindruck, es gilt, die Problemlagen mehr anzuführen als erschöpfend auszuführen, zumal das kennerschaftliche Vorgehen anhand der verhandelten Werke ja präsent ist. Man mag die Seiten auch als Hinführung zur Diskussion um den Status des Porträts als Bildnis lesen, die im Teil II (*Das Original und seine Kopie*) sogleich folgt. Es war den Autorinnen ein Anliegen, Kunstgeschichte gegen den „Gegenwartsstil der Boulevardpresse“ und die „Unkenntnis von kunsthistorischer Forschung in der Praxis“ zu verteidigen (S. 39).

Der Mittelteil verhandelt nicht allein die zeitgenössischen Diskussionen und Theorien rund um das Porträt, so wie es der Untertitel der Arbeit anklingen lässt. Er holt etwas weiter aus, und die Seiten lesen sich wie ein Défilé der deutschsprachigen Kunstgeschichte. Es geht um Theorien zum Bild, zur Grundfrage „Was ist ein Bild“ und besonders zu grundsätzlich argumentierenden Positionen der „Autoritäten“: Wilhelm Schlink (*Bildnisse*, 1997), die Freiburger Hermeneutik (Oskar Bätschmann), Jacob Burckhardt, Preimesberger, Belting, Siegfried Weigels *Grammatologie* (2015). Wir springen etwas unvermittelt mit Francisco Pacheco ins spanische 17. Jahrhundert, mit Nicolas Poussin nach Italien und Frankreich und zu Edgar Allan Poes Ansichten zum ovalen Bildnis um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Damit stellt sich zunächst eine gewisse Ratlosigkeit vor dem Panoptikum der Theorien zum Bild ein. Am Ende verstehen wir diese Ausflüge als rhetorischen Kniff, der uns die herausgehobene Bedeutung des Porträts, wenn es um die Wirkmacht von Bildern zu tun ist, herausstellen soll.

Es folgt eine Attacke gegen die Theorien, die als Ausfluss des französischen Dekonstruktivismus hervorgegangen sind, eine Kritik, bei der die angelsächsischen Autoren noch glimpflich davongekommen (Kenneth Clark, Norman Bryson, Peter Burke). „Der Poststrukturalismus gebot, sich auf die Auflösung der Oppositionen von Kunst und Natur, von Form und Inhalt, Schein und Wirklichkeit einzulassen. Desgleichen wurden Begriffe wie etwa die *Evidenz* aus dem Sattel alter Sprachgewohnheiten geschleu-

dert (Peter Geimer). Michel Foucault hatte das baldige Verschwinden des Menschen als Objekt der Wissenschaften angekündigt.“ (S. 43). Die Autorin spitzt diese Fragen anhand der Dekonstruktionsdiskurse auf die Entscheidung zwischen „funktionaler“ und „ontologischer“ Anschauung des Kunstwerks zu. Das alles hat Folgen für das hier verhandelte Porträtthema, und für unser kunsthistorisches Wollen und Arbeiten. Und auch wenn die angesprochenen Theorien ungleich komplexer sind, als sie sich auf wenigen Seiten darstellen lassen, und das Springen von einem Theorietopf zum anderen den Leser:innen einiges abverlangt und etwas unbefriedigt zurücklässt: Diesem Kontrast, dem von kunsthistorischer klassischer Arbeit, wie sie hier vorgeführt wird, und gedanklichen Ausflügen ins Universum flexibler Theorien *à la mode* eignet ein gewisser Erweckungscharakter. Schön ist der Ausflug zu Sarah Kofmanns Diderot-Interpretation und seinen Salons (*Die Ähnlichkeit des Porträts*), was uns wieder näher zum Jahrhundert von Haller und Anich bringt.

Das allein wäre bereits ein Beitrag zur Porträtgeschichte geworden, der uns Neues vorstellt, mit historischen Details, Auswertung nicht immer leicht auffindbarer Quellen und Analysen von Stil, Form und vielen Details. Das gibt uns sowohl den Stand der Porträtforschung als Aufgabe zur Kenntnis, als es auch lokalhistorisches Wissen vermehrt.

Dies gilt noch mehr für den letzten Teil des dreiteiligen Buches, der in einem Understatement mit *Quellenteil* überschrieben ist, und in welchem Ursula Marinelli die Quellenarbeit weit über das Bild archivalischer Recherche hinaushebt, Methodisches im Vorgehen ebenso thematisiert, wie sie eine kleine Geschichte der Historiografie der Kunsttheorie ausbreitet, sofern für das in Rede stehende *Œuvre* relevant. Sie entdeckt uns die vertrackte Situation der Quellenlage (etwa mit dem Archiv des Prämonstratenser Chorherrenstifts Wilten und dem Stadtarchiv Innsbruck). Fragen nach Herkunft und Geburtsort des wohl nicht aus Innsbruck stammenden Malers werden diskutiert, und seine Ausbildung bei Nikolaus Auer, dem Kopf der ab 1719 tätigen sogenannten Passeirer Malerschule, wird, entgegen einer Lehrzeit bei Piazzetta in Venedig, zur Option. Wenn *en détail* die Auftraggeberbeziehungen des Malers diskutiert werden, so tritt zugleich deren geistesgeschichtliche, intellektuelle Einbettung im Verhältnis von Selbstverständnis und politischer Funktion hervor. Das Kapitel schließt mit einer Historiografie der Ausstellungen und wirft den Blick auf andere Medien wie Medaillen und Trachten. Es zeigt auf, wieviel sich mit der Obduktion der Werke herausfinden lässt, wenn es um Echtheitsfragen geht, und erschließt Zusammenhänge, etwa mit dem Förderer Hallers, dem Jesuiten Ignaz Weinhart, der als Professor für Mathematik der Universität seinen Schüler Anich anhielt, ein Porträt von sich anzufertigen, ein Anliegen, das schließlich Philipp Haller einlösen sollte.

Nun wollen wir mit allem Respekt niemandem vorschreiben (noch in der Wahl des Forschungsgegenstandes kritisieren), welchen Turns er oder sie aus welchem Interesse oder Kalkül heraus zu folgen hat. Aber es ist verblüffend erfrischend, eine kunsthistorische Arbeit in Händen zu halten, die zu einer der primordialen Gattungen der Kunstgeschichte Neues zutage fördert und zugleich eine Tour de Force zum jüngsten Parcours des zur Bildwissenschaft erweiterten Theoriediskurses vorhält, eine Verschiebung der akademischen Landschaft, die für das originär kunsthistorische Arbeiten – zumal der Porträtforschung – folgenreich ist. Effekte von Entkörperlichung, die Auflösung fester Wahrheiten, das Verschwinden des Autors und damit des Ichs stellt unser Tun damit vor eine Problemlage, nicht nur wenn es um För-

dertöpfe geht. Das weckt Unbehagen, da dies nicht nur die Fachdisziplin betrifft, sondern am Ende die Gesellschaft. Wir setzten mit den Autorinnen auf Dialektik, auf den neuerlichen Turn, den des *New Materialism*, und auf einen Durst nach Körperhaftigkeit. In Frankreich ist die Kunstgeschichte wie nirgends sonst den traditionellen Verfahren verhaftet, die hier keinerlei Dekonstruktion erfahren haben. Die Theorien zur Bildwissenschaft werden ebenso wenig zur kunsthistorischen Disziplin gerechnet wie die Konzepte und Ideen poststrukturalistischer Diskurse, die eben hier ihren Ausgang genommen haben.

Die Bebilderung des Bandes folgt eng seiner textlichen Argumente und macht das Gesagte anschaulich. Die guten, immerhin 37 Farabbildungen des Mittelteils beleuchten die Hauptwerke, um die es hier geht. Der Apparat nennt alle Archive und Archivalien, was uns einen Eindruck von Umfang und Natur des Projektes verschafft. Wenn die Bibliografie zu Haller als „vorläufige“ tituiert wird, so macht das Hoffnung auf zukünftige Auseinandersetzung und erzählt von der Bedingung der Wissenschaft, sich ständig fortschreiben zu müssen, ohne Endgültigkeit der Ergebnisse. Hingegen: Literaturangaben, die uns eine Übersicht zum im Buch verhandelten Bilddiskurs geben könnten, fehlen gänzlich. Wir lesen es als Statement.

MARKUS A. CASTOR, Paris

LEO ANDERGASSEN, **Der Barockmaler Joseph Wengenmayr. Lauingen 1724 – Meran 1804** (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesmuseums Schloss Tirol 3), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2024. ISBN 978-3-7030-6627-6, 368 S., zahlr. Farabb.

Der renommierte Kunsthistoriker und Direktor des Südtiroler Landesmuseums für Kultur- und Landesgeschichte auf Schloss Tirol, Leo Andergassen, legt mit der gegenständlichen Publikation erstmals eine umfassende Monografie zum Barockmaler Joseph Wengenmayr (1724–1804) vor.

Obwohl der aus Lauingen stammende Joseph Wengenmayr eine der bedeutendsten Künstlerpersönlichkeiten der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Meran darstellte, geriet er dennoch im Laufe der Jahrhunderte in Vergessenheit. Mit seinem Ansuchen, 1747 in Meran das Malerhandwerk ausüben zu dürfen, begann seine künstlerische Tätigkeit in der Passerstadt, die er bis zu seinem Tod am 21. Mai 1804 nicht mehr verlassen sollte. 1748 heiratete er Maria Ursula Prenner, die Tochter des Malers Josef Anton Prenner und Enkelin des bedeutenden Meraner Barockmalers Matthias Pussjäger, dessen Wirken Josef Ringler 1973 als „einen Markstein der Südtiroler Tafelmalerei an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert“ bezeichnete (Josef Ringler, Die barocke Tafelmalerei in Tirol. Versuch einer topographisch-statistischen Übersicht, 1. Teil, in: Tiroler Wirtschaftsstudien 29 (1973) S. 59). Im Anwesen seiner Braut, dem sogenannten Pussjägerhaus in den Meraner Berglauben, ließ sich Wengenmayr nun nieder und trat in die Werkstattnachfolge Prenners ein. Von 1747 bis 1804 wurde das Kunstgeschehen in Meran durch Joseph Wengenmayr stark mitgeprägt. Sein Werk umfasst Wand- und Staffeleimalereien, Altarblätter, Andachtsbilder, Kreuzwege, Fahnenbilder sowie profane Raumdekorationen, wobei der sonst

dem Spätbarock zugeordnete Maler darin auch klassizistische Tendenzen aufnahm. „Als *pictor religiosus* verkörpert Wengenmayr den spätbarocken Anspruch der Stadt vor der Aufklärung“, so Andergassen in seiner kurzen Zusammenfassung des Inhalts auf der Buchrückseite.

Mit der Veröffentlichung konnte der Autor, wie man aus der Einleitung erfährt, ein Forschungsgebiet abschließen, das ihn seit den frühen 1990er-Jahren beschäftigte. Dementsprechend umfangreich sind der Anhang mit den transkribierten Quellen und das Literaturverzeichnis. Andergassens komplexes Wissen über den Tafelmaler und Freskanten Wengenmayr wurde in die 2024 auf Schloss Tirol gezeigte Sonderausstellung *INTRA-EXTRA. Künstlermigration in der frühen Neuzeit. 1500–1800*, die das Phänomen der Migration von Kunstschaffenden in der Region Tirol-Südtirol-Trentino beleuchtete, aufgenommen. Zudem hielt der Verfasser auf dem von ihm und Hanns-Paul Ties organisierten, gleichnamigen Symposium, das im Oktober 2024 auf Schloss Tirol stattfand, den Vortrag *Joseph Wengenmayr und die Künstlermigration in Meran im 18. Jahrhundert*.

Der Schwerpunkt der vorliegenden Veröffentlichung liegt auf der umfassenden Darstellung von Wengenmayrs Leben und Wirken sowie der erstmaligen Vorlage eines umfassenden Werkkataloges, wie ihn der Verfasser auch im ersten Kapitel *Einleitung und Zielsetzung* definiert (S. 7–8). Demnach ist das Werk in zwei Teile gegliedert. Der erste Teil, der sich aus 17 Kapiteln zusammensetzt, befasst sich vielschichtig und ausführlich mit der Künstlerpersönlichkeit Wengenmayr, den zweiten Teil bildet das umfangreiche Werkverzeichnis. Dem Abbildungsteil, wobei die sehr gute Qualität der fotografischen Reproduktionen zu erwähnen ist, folgt ein Anhang, der sich aus den herangezogenen, transkribierten Quellentexten (S. 323–348), einem zwölfseitigen Literaturverzeichnis (S. 349–360), das allein 14 Veröffentlichungen des Autors selbst beinhaltet, einem Abbildungsnachweis (S. 361), einer Auflistung der verwendeten Archivquellen und Abkürzungen (S. 362) sowie einem hilfreichen Orts- und Personenregister (S. 363–368) zusammensetzt.

Im auf eine allgemeine Einführung folgenden Kapitel, genannt *Fortuna Critica* (S. 9–12), erörtert Andergassen praktisch alles, was über Wengenmayr bislang verlautbart wurde, und gibt Aufschluss über den Stand der Forschung. Hervorzuheben sind vor allem die Abhandlungen von Oswald Menghin, der sich bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit der Künstlerpersönlichkeit Wengenmayr beschäftigte und Lauingen als Herkunftsort des Malers vermutete. Dieser Vermutung ging Andergassen nach und konnte aus den Matrikelbüchern der Pfarre Lauingen wichtige biografische Angaben über den Künstler und seine Familie entnehmen.

Diese hat der Autor in das anschließende Kapitel mit dem Titel *Biografische Angaben zu Joseph Wengenmayr* (S. 13–23) integriert. Durch präzise Quellenarbeit in den Pfarrarchiven Meran und Thaur sowie dem Stadtarchiv Meran gewinnt der Autor in diesem und im Kapitel *Die Familie im Spiegel der Verfachbücher* (S. 24–28) neue Erkenntnisse über Familie, Auftragslage und Finanzen des Künstlers. Wengenmayrs Ausbildung liegt im Dunkeln. Andergassen zieht eine Schulung beim 1734 nach Lauingen gekommenen Johann Anwander in Betracht. Auch die im Wengenmayr'schen Altarbild in Tall/Verdins ersichtlichen Einflüsse Anwanders können als Indiz für die Ausbildung Wengenmayrs beim ebenfalls in seiner Geburtsstadt ansässigen Anwander angesehen werden. Aus Wengenmayrs Bekenntnissen wird überliefert, dass er seine Grundausbildung in der Malerei auf Gesellenfahrten nach Italien und Frank-

reich vervollständigt hatte. Der Autor sieht diese Auslandserfahrungen als möglichen Grund, warum sich die von vielen Malern begehrte Enkeltochter Matthias Pussjägers, Maria Ursula Prenner, für Wengenmayr als Ehegatten entschieden hatte.

In Fortführung der oben genannten Kapitel widmet sich der Autor eingehend *Wengenmayrs Schwiegervater Josef Anton Prenner* (S. 29–32). Angaben zu dessen Leben und Werk sind eher rudimentär und bislang unerforscht. Wichtige biografische Daten konnte Andergassen wiederum durch die Aufarbeitung der im Stadt- und Pfarrarchiv Meran gefundenen Quellen erschließen. Das einzige von Prenner signierte Werk in der Terlaner Gratkirche zeugt von einer engen Bindung an die Werkstatt seines Schwiegervaters Pussjäger. Darüber hinaus geht Andergassen in diesem Kapitel auch auf den von der Forschung gänzlich unbeachteten Sohn Pussjägers, Joseph Joachim, kurz ein, dem er als Maler eine gänzliche Unterwerfung des Stils seines Vaters attestiert, und auf den in den engeren Kreis um Matthias Pussjäger gehörigen, unerforschten Josef Anton Perger. Im folgenden Kapitel *Meraner Künstleraufnahmen im 17. Jahrhundert* (S. 33–35) gibt Andergassen einen Überblick über die bislang nicht eingesehenen Gesuche zur Ausübung des Malerberufs in der Stadt Meran. Hervorzuheben ist neben den thematisierten Ansuchen auch jenes des Malergesellen Joseph Anton Prenner, der darin auf das Einverständnis zur Ehe mit der Tochter Matthias Pussjägers, Maria, verwies. Weiters erschließt sich in diesem Kapitel die Bedeutung der Tochter Prenners und zukünftigen Ehegattin Wengenmayrs für die in Meran niedergelassenen und heiratswilligen Maler, auf die der Verfasser nochmals gesondert im Kapitel *Die Konkurrenz: Maler um Wengenmayr* (S. 36–40) ausführlich eingeht und darin weitere Persönlichkeiten des Malergeschäftes in Meran, unter anderem Simon Ybertrachter, Franz Anton Scopoli oder Josef Anton Auer, behandelt.

Erstmalig beschäftigt sich der Autor auch mit Wengenmayrs *Werkstatt und Werkprozessen* (S. 41–43). Sein Arbeitsbereich befand sich im Erdgeschoss der Liegenschaft Laubengasse 80 und erstreckte sich bergseitig. Im Vergleich zu seinem Schwiegervater Josef Anton Prenner konnte Wengenmayrs Werkstatt gemessen an der Auftragslage größere Erfolge erzielen. Auf Werkprozesse schließt Andergassen anhand überkommener Archivalien und geht exemplarisch auf den Auftrag zum Hochaltar der Wallfahrtskirche von Riffian ein. Dass der Künstler Skizzen und Zeichnungen anfertigte bzw. seine Arbeiten zeichnerisch vorbereitete, nimmt Andergassen an, allerdings konnten bislang keine derartigen Werke der Hand Wengenmayrs zugeschrieben werden.

Im nächsten Kapitel *Signaturen und Namensschreibung* (S. 44–46) erfährt man, dass der Künstler meist seine Arbeiten mit einer Signatur oder seinem Namenszug versah. Dafür führt der Autor einige Beispiele an und integriert zudem farbige Detailaufnahmen der Signaturen aus Wengenmayrs Werken, durch die man sich ein gutes Bild von den Signaturvarianten machen kann. Darauf folgend geht Andergassen auf *Wengenmayrs Malweise* (S. 47–48) und *Themen* (S. 49–52) ein. Seine stark durch grafische Vorlagen geprägten Ölbilder sind in ihrer Textur eher glatt und verrieben, die mit Kreide grundierte Leinwand behandelte der Künstler mit rotem Bolusgrund, der vor allem durch in Venedig geschulte Maler eingesetzt wurde. Auffallend ist die Bevorzugung des Hochformats.

Wengenmayr schuf überschaubare Szenen, die sich aus wenigen, zumeist zentral komponierten Akteur:innen zusammensetzen. Der Bildraum wird durch Gebärden und Blickführung der Figuren erschlossen, selten durch architektonische Andeutun-

gen. Wenn sich meist nach venezianischen Vorlagen gestaltete Monumentalarchitekturen in seinen Bildern finden, dienen sie der Hervorhebung und Hierarchisierung von Heiligen. Die von Wengenmayr dargestellten Themen, wobei das religiöse Figurenbild dominiert, richteten sich nach den Vorgaben der Auftraggeber. Offen bleibt die Frage, ob Wengenmayr auch als Porträtist tätig war. Als *Wand- und Deckenmaler* (S. 53–56) arbeitete er *al secco* auf einer dünnen Kalkschicht. Diese Technik auf trockenem Putz sieht Andergassen als möglichen Grund, warum er nicht mehr Aufträge für Wand- und Deckenmalereien erhielt. Zu seinen Hauptwerken zählen die Arbeiten in St. Georgen am Rain in Untermais und im Ansitz Knillenberg. Auch in dieser Technik orientierte sich der Maler an grafischen Vorlagen. Besonders interessant ist Andergassens Erkenntnis, dass sich in den profanen Raumgestaltungen schon frühklassizistische Muster bemerkbar machen. Der Autor konnte darüber hinaus durch stilistische Expertisen dem Künstler einzelne religiöse Fassadenmalereien zuweisen.

In der Folge beschäftigt sich Andergassen mit den Vorbildern und den von Wengenmayr verwendeten Vorlagen. Im Abschnitt *Wengenmayr arbeitet nach Paul Troger* (S. 57–58) analysiert der Autor die Einflüsse Trogers auf Wengenmayrs Werk. Ein kurzer Absatz in diesem Kapitel verweist darauf, dass Wengenmayr außerdem auch das Werk Franz Sebald Unterbergers studierte und daraus kopierte. Eine wesentliche Rolle für das gesamte Œuvre Wengenmayrs spielten die *Einflüsse der Druckgrafik* (S. 59–66). Gerade das Frühwerk zeigt die kompositorische Abhängigkeit von Gottfried Bernhard Göz, die Andergassen durch den Vergleich mit grafischen Vorlagen belegt. Auch Nachstiche von Werken italienischer Meister wie Carlo Maratta, Guido Reni, Palma il Giovane oder Stichen von Pieter de Bailliu, Schelte Adams Bolswert, Hieronymus Sperling, Martin Kyroff oder Matthäus Merian d. Ä. wurden, wie Andergassen nachweisen konnte, als Vorlagen herangezogen. Die Auftragsituation wird vom Autor im anschließenden Kapitel *Der Maler im Kontext des kommunalen und adeligen Auftraggebergeschäfts* (S. 67–70) beleuchtet. Das Abschlusskapitel thematisiert *Die Bedeutung Wengenmayrs* (S. 71–72), der sich als Maler des Spätbarock mit Kunstprinzipien, die weit ins 17. Jahrhundert zurückreichen, in der Passerstadt mehr als ein halbes Jahrhundert behaupten konnte, ohne sich merklich stilistisch weiterzuentwickeln. Sehr nützlich ist die Zeitleiste am Schluss des ersten Teiles (S. 73–75), die nochmals wichtige Daten und Ereignisse im Leben Wengenmayrs darstellt.

Der zweite Teil der Monografie umfasst das umfangreiche Werkverzeichnis (S. 77–199) in werktypologischer und chronologischer Reihung, dessen Vollständigkeit, wie der Autor betont, nur angestrebt, aber nicht erreicht werden konnte. Unterteilt wird das Verzeichnis in Wand- und Deckenmalerei, wandgebundene Leinwandbilder und Kulissen, Tafelmalerei, verschollene und verlorene Werke und abzuschreibende Werke. Dabei wurden die einzelnen Arbeiten ausführlich formal und inhaltlich analysiert.

Mit dieser gut leserlichen, äußerst fundierten Darstellung einer von der Kunstgeschichte bislang wenig beachteten Künstlerpersönlichkeit des Spätbarock bereichert Andergassen die Südtiroler Barockforschung und wirft ein neues Licht auf die Situation der Kunst in Meran in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Das große Verdienst dieser gefällig gestalteten und reich illustrierten Studie ist unter anderem die wissenschaftliche Auswertung bisher unbeachteter Quellen, die neue Einblicke in Wengenmayrs Biografie und Schaffen ermöglicht. Die beeindruckende Materialfülle bündigt der Autor souverän und bringt sie in eine gut lesbare Form. Das

in der Einleitung umrissene Ziel, mit dieser Publikation eine ausführliche Darstellung Wengenmayrs Leben und Wirken zu liefern und erstmalig einen umfassenden Werkkatalog vorzulegen, wurde vollständig erreicht. Der Autor liefert mit dieser sehr zu empfehlenden Publikation einen wichtigen Beitrag zur Erforschung des Meraner Kunstgeschehens im 18. Jahrhundert, der wie alle guten Abhandlungen Anregungen zu weiterer Forschungsarbeit gibt.

DAGMAR PROBST, Graz

Hungerburg. Architektur – Kultur – Natur, hg. von MATTHIAS EGGER / JOHANN HOLZNER (Veröffentlichungen des Innsbrucker Stadtarchivs 80), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2024. ISBN 978-3-7030-6629-0, 244 S.

Mehr oder weniger ausführliche Biografien bzw. historische Abhandlungen zur Geschichte oder Genese von Städten sind kein neues Genre der Geschichtswissenschaften oder der klassischen Geografie. Sie entspringen einem wachsenden bürgerlichen Bewusstsein, das sich im Laufe des 19. Jahrhunderts in den städtischen Gesellschaften durchsetzte. Ein zentraler Beweggrund ist dabei stets die Rolle von Identität und Identifikation mit dem Raum, in dem man bewusst lebt. In den Jahrzehnten seit 1945 haben sich allerdings die städtischen Räume Mitteleuropas generell durch ein nicht zu übersehendes Wachstum geradezu radikal verändert. Dabei sind es vor allem die bauliche Gestalt aber auch das gesellschaftliche Zusammenleben, beides zentrale Bezugspunkte von Identität und Zugehörigkeit, die durch ihren Wandel auf die Wahrnehmung durch die Bewohner:innen und deren Identifikation mit dem Raum entscheidend einwirken. Die Städte wachsen, indes der ausschlaggebende Bezugspunkt im Alltag bleibt – einmal abgesehen von Sehenswürdigkeiten wie hier die Innsbrucker Altstadt – letztlich aber jener Stadtteil, in dem man wohnt, aufgewachsen ist oder lebt. Die Auseinandersetzung damit findet ihren Ausdruck in Stadtteilbiografien. So sind allein für Innsbruck zuletzt einige erwähnenswerte Arbeiten vorgelegt worden. Ob nun in Buchform (Markus Koschuh, *Olympisches Dorf. Kleinstadt im Weltdorf. Erinnerungen an Innsbruck*, 2018), als filmische Dokumentation (Melanie Hollaus, *Stalingrad. Geschichte einer Innsbrucker Siedlung*, 2015) oder als Ausstellung im städtischen Raum selbst (*Leben und Alltag in ehemaliger Bocksiedlung. Freiluftausstellung zur Spurensuche im Stadtteil Reichenau*, 2021), die Geschichte des eigenen Grätzls stößt auf allenthalben reges Interesse. Die Hungerburg, ein vergleichsweise junger Stadtteil Innsbrucks, dessen Ursprünge als Dauersiedlung in der touristischen Erschließung während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts liegen, erhielt – das sei vorweggenommen – mit dem hier zur Besprechung vorliegenden umfangreich illustrierten und gewissenhaft recherchierten Band eine wissenschaftlich wie haptisch würdige Biografie.

Wenn man nach der Grundlage für die Hungerburgsiedlung fragt, dann stößt man zunächst unweigerlich auf die Höttinger Breccie (auch Brekzie), ein Konglomerat aus erratischem Geschiebe (Kristallin) und Kalk, das durch einen Massenversatz vor etwa 200.000 Jahren entstand. In wissenschaftlicher Hinsicht lieferte die Analyse der Breccie, durch Moränenreste in verschiedenen Lagen, erstmals den Nachweis

der Existenz mehrerer Eiszeiten. Seit dem Mittelalter fungierte sie als bevorzugter Baustein für die Stadt und findet bis heute, auch in den Neubauvierteln – oftmals allerdings nur mehr als Zitat, bei Erkern, Fensterrahmen und dergleichen – Verwendung. Dergestalt geraten sowohl Abbauort als auch das Baumaterial Breccie selbst zu Ecksteinen einer Innsbrucker Identität.

Die Hungerburg als ein an sich karger Siedlungsraum erfuhr mit der wachsenden Alpenbegeisterung ein erstes gesteigertes gesellschaftliches Interesse, sowohl seitens der Stadtbewohner:innen als auch ihrer Gäste, der Tourist:innen. Die schrittweise Erschließung zunächst mit einer Stand- (1906) und zwei Jahrzehnte später mit einer Schwebeseilbahn (in zwei Sektionen auf die Nordkette 1927) sowie schließlich mit einer Höhenstraße für Kraftfahrzeuge (1930) trug wesentlich zur Popularisierung der Hungerburg bei. Es entstand eine „Hotel- und Villenkolonie“ (*Führer durch Innsbruck* 1935, S. 37), und der neue Stadtteil entwickelte sich zu einem weitem beliebten Ausflugsziel.

Den Herausgebern war es sichtbar ein zentrales Anliegen, mit dem Band die Gemeinschaft und die Identität des Stadtteils und das stete – nicht immer leichte – Bemühen darum zu stärken: „Die Idee, ein neues Buch über die Hungerburg zu erarbeiten, entstand eines Abends am Alpina-Stammtisch (...), nachdem mittlerweile über vierzig Jahre seit der letzten einschlägigen (...) Publikation vergangen sind“ (Matthias Egger, Johann Holzner, S. 238). Die Auseinandersetzung mit der Geschichte dokumentiert zugleich den Verlust durch den steten Wandel, dem man entgegenwirken möchte: „Es gab wenigstens acht Gasthäuser auf dem Plateau, (...) einen Tabak-Kiosk, einen Friseur, einen Metzger; mit den Großmärkten in der Stadt und mit der Zunahme des Autoverkehrs war dann alles aus“ (Interview Dr. Max Bär, S. 213).

In zehn reich illustrierten und quellengesättigten Beiträgen legen die Autor:innen ein facettenreiches und oftmals bislang unbekanntes Bild des Innsbrucker Stadtteils vor. Sie reichen von der Frage nach Grenzen und Charakter der Hungerburg (J. Holzner), über die Gründerzeit bzw. die Geschichte (M. Egger, G. Denoth) und die literarisch manifeste Sehnsucht nach „Außerstadt“ (I. Kathan), umgesetzte und Papier gebliebene Planungen (W. Schlenz, J. Holzner) sowie eine kritische Analyse des sozialen Lebens bzw. drohender gesellschaftlicher Vereinsamung (J. Holzner, W. Ebner) bis hin zu den blühenden Nischen der Natur „Des Seltenen und Schönen“ (B. Erschbamer), die sich dort entdecken lassen.

Insgesamt ist dieses überaus kurzweilige und lesenswerte Buch nicht nur eine Hommage an einen weithin sichtbaren, „hübsch gelegenen“ Innsbrucker Stadtteil mit „prächtiger Aussicht“ (*Baedeker Tirol* 1956, S. 107) – die Hungerburg –, sondern vielmehr auch Ausdruck eines aufrichtigen Bemühens seiner Bewohner:innen, die Geschehnisse ihres städtischen Raumes über ein differenziertes Wissen um die Vergangenheit weiterhin gestaltend in die Hand zu nehmen.

KURT SCHARR, Innsbruck